

Mennonitische Geschichtsblätter

herausgegeben vom
Mennonitischen Geschichtsverein

7. Jahrgang

Neue Folge/Nr. 2

April 1950

Inhalt

	Seite
Zum Geleit (H. Quiring)	1
Kartei ostdeutscher Menno-Stippen (W. Zimmermann)	2
Westpreussische Mennoniten im Wandel der Zeiten (H. Penner) . . .	17
Zur neuesten Literatur über die christliche Taufe (B. H. Urruh) . . .	31
Der Beitrag des Mennonitentums zur Lösung der sozialen Frage (D. Schowalter)	42
Eine Täuferversammlung in Zollikon 1525 (F. Blanke)	56
Zwei Täufer-Dramen (S. Geiser)	61
Mennoniten und Wiedertäufer in der deutschen Literatur (H. Quiring)	67
Generalversammlung des Mennonitischen Geschichtsvereins 19. 6. 1949 (P. Schowalter)	75
Dr. Hendrik van Delden † (P. Schowalter)	79
Zur Geschichte der historischen Forschung unter den deutschen Mennoniten	80

1950

Herausgeber: Mennonitischer Geschichtsverein. — Schriftleitung: Dr. Horst Quiring, Körtal, in Verbindung mit Dr. Ernst Crous, Göttingen, und Pf. Paul Schowalter, Weserhof. — Verlag und Druck: Heinrich Schneider, Karlsruhe.

Mennonitische Geschichtsblätter

Herausgegeben vom
Mennonitischen Geschichtsverein

Neue Folge/Nr. 2

Jahrgang 7

April 1950

Zum Geleit

Wir legen unseren Mitgliedern und Freunden in diesem Jahr dieses Heft vor, das den stattlichen Umfang von 80 Seiten aufweist. Dabei mußten wir noch einen wertvollen Beitrag zur Bibliographie der Mennoniten aus der Feder von Pf. E. Teufel für das nächste Heft zurückstellen.

Es ist ein Zeichen für das wachsende Interesse, welches die Öffentlichkeit an unserer Geschichte nimmt, daß in Büchern, Zeitschriften und Aufführungen Gestalten unserer Vergangenheit dargestellt und die Glaubensüberzeugungen unserer Gemeinschaft diskutiert werden. Wir sind darum nicht überrascht, daß Gottfried Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Kezerhistorie“ nach 200 Jahren jetzt eine Nachfolgerin gefunden hat in Prof. Walter Nigg's Studie „Große Kezer“, ferner daß zwei bedeutende deutsche Verlage unabhängig voneinander eine Geschichte der Mennoniten ankündigen, und zwar aus der Feder eines Mennoniten (Hans Harder) und eines Protestanten (Stephan Hitzel).

Als hoch bedeutsame Neuerscheinung dürfen wir außerdem vorankündigen Prof. Unruhs Werk über „Die niederländischen Hintergründe der mennonitischen Ostwanderungen“, das bereits seit längerer Zeit gesetzt war und nun bei H. Schneider, Karlsruhe, gedruckt wird.

Wir werden uns mit allen diesen wesentlichen Büchern im nächsten Heft eingehend zu beschäftigen haben.

Die lebhafteste Beschäftigung mit unserer Geschichte in der literarischen Welt der Nachkriegszeit spiegelt sich auch in dem vorliegenden Heft wider. Besonders die Tauffrage wird noch lange im Mittelpunkt des Gesprächs stehen. Der Beitrag von Prof. Unruh gibt eine erste Zusammenfassung dieser Bemühungen. Sehr zu wünschen wäre eine Studie über Staat und Kriegsdienst, die den neuen Erkenntnissen über das Wesen des Staats Rechnung trägt, wonach der Staat nicht nur Ordnungsmacht ist, sondern auch Träger des Bösen werden kann.

Die beiden Artikel von Dr. Zimmermann und Dr. Penner über die westpreussischen Mennoniten stellen keinen Grabesang dar. Wohl ist die westpreussische Gruppe der deutschen Mennoniten aus ihrer Heimat vertrieben, aber ihre Wirkung in die Welt hinein geht weiter. Wie stark das Mennonitentum auch auf sozialem Gebiet die Welt befruchtete, zeigt das wertvolle Kabinettsstück von P. Otto Schowalter. Prof. Blanke, Zürich, verdanken wir den wertvollen Beitrag über Schweizer Täufer und erhoffen von ihm noch manche neue Studie.

Wir geben auch diesem Heft den Wunsch mit: Möge es anregen zu fruchtbarer Besinnung auf die Gegenwartsbedeutung unserer Geschichte.

Kornthal, den 15. März 1950.

H. Quiring

Die Kartei ostdeutscher Menno-Sippen im Familienarchiv Zimmermann

Werner Zimmermann

Die vierhundertjährige Geschichte der ostdeutschen Mennoniten hat ihr Ende gefunden.

Jene deutsche Volksgruppe in Ost- und Westpreußen, von der die räumlich größten Wanderbewegungen in der Geschichte des deutschen Volkes ausgingen, ist mit ihren letzten Bestandteilen von ihrem Boden vertrieben, auf dem sie vierhundert Jahre lang in friedlicher Arbeit wertvollste Kulturleistungen vollbracht hat.

Die Mennoniten begannen im 16. Jahrhundert mit der kulturellen Erschließung des Weichsel-Nogat-Deltas. Sie haben als Handwerker und Kaufleute ihren Wirtsstädten Danzig, Elbing und Königsberg trotz vielfacher Behinderung wertvollste Dienste geleistet. Ihre riesigen Wanderbewegungen nach Rußland, Canada, Brasilien, Paraguay und Mexiko haben auch zu der landwirtschaftlichen Erschließung dieser Länder einen beträchtlichen Teil beigetragen.

Nun ist diese Volksgruppe aus den alten preußischen Provinzen vertrieben, ihre Sippen sind wieder auf dem Marsch nach dem Westen. Vom Westen Deutschlands aus kommen neue Wanderbewegungen in Gang und werden vermutlich in den Ländern Nord- und Südamerikas enden. Dies wird die letzte Auswanderung der deutschen Ostmennoniten sein, denn danach werden sie keine geschlossene Siedlung mehr in Deutschland bewohnen. Die Zurückbleibenden werden in der Zerstreuung leben und ihnen wie uns, den Nachkommen und Nachfahren der ostdeutschen Menno-Sippen, bleibt die wehmütige Erinnerung. Es bleibt uns nur der Wunsch, sie, unsere Vorfahren und Vorfahren-Sippen nicht zu vergessen und von ihren Nachkommen nicht vergessen zu werden! Und wie sie die Verbundenheit der gemeinsamen Religion mit vielen Zurückgebliebenen nicht vergessen mögen, so sollen sie auch ihre Herkunft aus den gemeinsamen Vorfahren-Sippen nie vergessen. Hier kann und wird ein geistiger Mittelpunkt noch lange für uns alle in Deutschland bestehen bleiben, das ist die gemeinsame Arbeit an der sippenkundlichen Erforschung unserer Menno-Sippen. Wenn sie bisher auch in ihrer Zerstreuung über vier Erdteile immer noch als eine große Familie angesprochen wurden und sich selbst verwandtschaftlich aneinander gebunden fühlten, so soll das auch in Zukunft so bleiben. Alle für die Forschung notwendige Arbeit wird ihre Grundlage nach wie vor in Deutschland finden. Auch die Schmälerung dieser Grundlage durch die Vernichtung wichtigster kirchlicher und staatlicher Archive und Literatur

wird daran kaum etwas ändern. Die Gemeinschaftsarbeit an unseren Sippen wird feststellen können, daß in Deutschland noch nicht alle Quellen versiegt sind, ja, daß sie auch heute nirgendwo in der Welt so reichlich fließen als in Deutschland.

Auf eine dieser Quellen hinzuweisen, ist der Zweck dieser Arbeit.

Es ist die Kartei ostdeutscher Mennosippen im Archiv der Danziger Menno-Sippe Zimmermann.

Mit der Zusammenstellung dieser Kartei begann ich vor etwa zwanzig Jahren in Zoppot. Ich verkartete nach Sippen und Einzelpersonen alle mir zugänglichen Aufzeichnungen über unsere eigene Sippe und die mit ihr verwandten mennonitischen Familien Westpreußens und Ostpreußens.

Für diesen Zweck standen mir zunächst zur Verfügung:

1. Eine Reihe von Stammtafeln der Sippen Bachdach, van Dühren, Claassen, Hecker, van Hoek, van Kampen, Kliever, Loewens, Momber, Tieffen, de Veer und Zimmermann. Diese Stammtafeln hatte ich nach ausführlichen Unterlagen aufstellen können, die mir in freundlichster Weise von dem damals in Danzig lebenden Fabrikdirektor i. R. Herrn Paul Kliever überlassen worden waren. Seine Unterlagen waren zumeist nach den Kirchenbüchern der Danziger Mennonitengemeinden zusammengestellt worden.
2. Über 100 Stammreihen Danziger Mennosippen, die Herr Arthur van Dühren bereits im Jahre 1911 aus der gleichen Quelle, den Danziger Kirchenbüchern, aufgestellt hatte. Im Familienarchiv Zimmermann ist eine vollständige Abschrift dieser Stammreihen vorhanden.
3. Die Geschlechterfolgen des Deutschen Geschlechterbuches von den Sippen Wiehler I, II und III, Wiebe und van Dyck.
4. Die Angaben in Mannhardts „Die Danziger Mennoniten-Gemeinde“.
5. Verschiedene persönliche Mitteilungen aus dem Danziger Verwandten- und Bekanntenkreis.

Aus diesen Unterlagen wurde der Grundstock von etwa tausend Karten fertiggestellt. Nachdem ich Danzig im Jahre 1929 verlassen hatte, habe ich dann aus einem Teil der mir zugänglichen Mennoniten-Literatur die genealogisch wichtigen Angaben verwertet.

Die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Kurt Kauenhowen im Jahre 1935 gab der gesamten sippenkundlichen Arbeit an den Mennosippen ungeahnten neuen Auftrieb. Seine umfangreichen Stammsfolgen ins-

besondere der Familie Kauenhowen standen mir zur Verfügung. Es folgte aber vor allem noch im gleichen Jahre die Gründung des „Sippenverbandes der Danziger Mennonitenfamilien Epp-Kauenhowen-Zimmermann“, der sich einige Jahre später zum „Sippenverband Danziger Mennonitenfamilien“ erweiterte. Die fruchtbare Arbeit an den von Dr. Kauenhowen herausgegebenen „Mitteilungen des Sippenverbandes Danziger Mennonitenfamilien“ brachte auch der Kartei eine weitere Ausdehnung. Im Laufe der Jahre wurden auch alle hier erscheinenden Aufsätze, soweit sie dafür geeignet waren, verwertet, insbesondere Ahnenlisten, Stammtafeln, Nachfahrentafeln usw. Von besonderer Wichtigkeit wurden hier die Arbeiten von Herrn Franz Harder, der in emsiger Gründlichkeit aus Danziger und Elbinger Archiven, Kirchenbüchern und Grundbuchakten in großer Menge bis dahin unbekannte genealogische Daten ans Tageslicht brachte und sie uns in persönlichen Berichten zugänglich machte oder in unseren „Mitteilungen“ veröffentlichte. Auch für die Kartei von besonderer Wichtigkeit wurden aber seine bekannten Arbeiten über die Auswanderung der Mennoniten nach Rußland und Übersee. Soweit die Verkartung seiner bisherigen Veröffentlichungen noch nicht abgeschlossen ist, wird sie von mir fortgesetzt.

So wurden Franz Harder und die vielen anderen Mitarbeiter an den „Mitteilungen des Sippenverbandes“ auch indirekt zu Mitarbeitern an der Kartei. So verdanken wir ihnen allen heute, daß trotz der durch den Krieg vernichteten Unterlagen (Kirchenbücher, Archive, persönliche Aufzeichnungen) doch ein erheblicher Teil wichtiger genealogischer Aufzeichnungen gerettet wurde.

Ein Teil dieses Materials ist allerdings in einer jetzt schwer zugänglichen Literatur niedergelegt.

Hier kann in manchen Fällen Abhilfe durch die Verkartung gebracht werden. Ich besitze Abschriften genealogischer Daten aus den Schriften von Erichton, Hülshoff, Karge, Randt, Schröder u. d. (s. Literaturverzeichnis am Schluß), die ebenfalls verkartet werden sollen, z. T. auch schon verwertet sind. Hierzu kommen noch einmalige private Aufzeichnungen, wie etwa das „Stammbuch“ des Nathanael van Dühren (1781—1802), das eine große Zahl von Geburts-, Tauf-, Heirats- und Sterbedaten aus Danziger Menno-Sippen enthält, auch kurze Lebensbeschreibungen. Dieses „Stammbuch“ ist bereits so gut wie vollständig verkartet.

Auch weiterhin habe ich die Absicht, alle in unserem Familienarchiv vorhandenen Bücher, Schriften und Auszüge so vollständig wie möglich zu verkartieren, selbstverständlich auch alle mir bisher unzugänglichen

Arbeiten, die mir von anderer Seite für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden können.

Ich möchte aber schon heute das bisherige Ergebnis der Verkartung einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgeben und will deshalb hier auch einiges über Form und Inhalt der Gesamtkartei zur Kenntnis bringen, sowie die Literatur, die für die Verkartung bisher benutzt wurde oder in Aussicht genommen ist.

Die Kartei ostdeutscher Menno-Sippen besteht z. Z. aus 7827 Karten und zwar rund 600 Sippenkarten (Familienkarten) und 7200 Personenkarten. Die genaue Verteilung der Karten auf die einzelnen Sippen ist aus der folgenden Aufstellung zu ersehen. Die Sippenkarten sind auch für solche Familien angelegt, von denen keine einzige Personenkarte vorliegt. Wenn ich nur an irgendeiner Stelle in der Literatur den Namen der Sippe als Menno-Sippenname angeführt gefunden habe, habe ich eine Karte mit entsprechendem Vermerk angelegt und damit eine denkbar große Vollständigkeit aller Menno-Sippennamen, auch der zweifelhaften, erreicht. Auf Kritik an der Richtigkeit der gefundenen Angaben wurde also bewußt verzichtet.

Dafür enthält die Familienkarte selbst genaue Angaben über alle Literaturvorkommen und über alle vorkommenden Schreibweisen des Namens. Ferner wird auf jeder Karte angegeben, wieviel lebende Namensträger im Jahre 1940 nach der Liste von Hege-Crous vorhanden waren und aus welchen Orten und Ländern das Vorkommen des Namens berichtet wurde. Als Beispiel sei die Sippenkarte Kroecker angeführt (s. u.).

Die Rückseite der Sippenkarte gibt das örtliche Vorkommen des Namens an, wobei angeführte Jahreszahlen das früheste bekannt gewordene Vorkommen bezeichnen.

Vorderselte:

K r o e c k e r

Kröcker, Kroecker, Kröger, Kröker, Krocket,
Krüger, Kriechert, Kriechaerts, Krigler, Kracker,
Kreker, Kryckert, Krickert, Kröckert,
Krickart, Krighart, Kricart, Kricaert.

L i t e r a t u r :

Crichon	Wiebe
Randt	Heym
Kalender 03	Harder
Ehrt	Gustav E. Reimer
S. Quiring	Adreßbuch 36
Schröder	Jahrbuch 36
S. Quiring	Danz. sam. gesch. Beistr.

Vorkommen 1940 Ostdeutschland nach Hege-Crous:

Kröcker: 10	Kroecker: 14
Kröker: 7	Krüger: 10

Rückseite:

Danzig 1667	Tiegenhof 1685
Elbing	Marlener Gebiet
Königsberg 1720	Tragheimerweide 1798
	Montau-Gruppe
Rußland	Tieghagen
Canada	Ladekopp
Paraguay	Rosenort
Brasilien	Fürstenwerder
	Heubuden
	Neunhuben

Die Ausgestaltung der Personenkarten wird am besten auch in einem Beispiel gezeigt. Jedoch sei bemerkt, daß eine gleiche Vollständigkeit der Angaben natürlich nur selten erreicht werden kann. Es wird aber von allen Personen eine Karte angelegt, wenn auch außer dem Vor- und Zunamen nur wenige oder gar keine Angaben vorliegen.

Vordersette:

von Dühren	Heinrich
* 13. 1. 1698 Danzig	~ 24. 9. 1715 menn.
oo 26. 9. 1719 Sara Kettler 1700—1767	
† 24. 2. 1773	
□	
Beruf:	Zeugmacher
Titel:	1759 Lehrer der Menn.-Gem. Danzig/Neugarten
Lebensort:	Ging von 1720—32 nach Königsberg, ab 1732 nach Danzig, 1734 wieder nach Königsberg, später wieder nach Danzig.
Stammtafel:	Nikolaus von Dühren Nr. 145
Nachfahrentafel:	Heinrich von Dühren oo Lucia Groenwald
Ahnentafel:	Werner Zimmermann Nr. 82
Stippshaftstafel:	

Rückseite:

Vater: Heinrich von Dühren		
Mutter: Sara Ahinger		
Kinder: 9		
1. Heinrich	* 19. ? 1720	† 18. 2. 1773
2. Sara	* 6. 3. 1722	† 12. 10. 1796
3. Maria	* 27. 7. 1723	oo Heint. Ahinger
4. Isaac	* 20. 8. 1725	† 2. 6. 1800
5. Lucia	* 3. 3. 1727	† 3. 6. 1727
6. Jacob	* 24. 5. 1728	† 30. 5. 1728
7. Jacob	* 17. 5. 1729	oo Elisabeth Claassen
8. Lucia	* 5. 10. 1731	oo Nathanael von Steen
9. Johann	* 3. 1. 1734	† 26. 4. 1758
Quellen: Stammbuch d. Nathanael v. Dühren. Randt, Die Mennoniten in Königsberg. Friedrich von Dühren		

Die Kartei ostdeutscher Mennosippen steht allen Sippenforschern, die sich an mich wenden wollen, gern zur Verfügung. Auskünfte werden erteilt gegen Erstattung der Unkosten. Für Mitarbeit bin ich jederzeit dankbar. Sie kann vor allem darin bestehen, daß mir unbekannte genealogische Arbeiten einschlägiger Art bekannt gemacht werden, auch einzelne Daten aus der Vergangenheit der letzten Jahre und aus der Gegenwart. Auch nehme ich gerne Hilfe an bei der z. Z. sehr schwierigen Beschaffung von Karteikarten, Format $10\frac{1}{2} \times 15$ cm.

Ich freue mich, mit diesen Ausführungen über die Kartei ostdeutscher Mennosippen einem Wunsch entsprechen zu können, den verschiedene Freunde mennonitischer Sippenforschung schon vor langer Zeit an mich gerichtet haben. Ich möchte aber diese Zeilen nicht schließen, ohne allen denen, die an dem Aufbau der Kartei direkt oder indirekt beteiligt waren, allen Freunden und Mitarbeitern, die mich in schriftlichem Gedankenaustausch beraten haben, von Herzen zu danken.

Denen aber, die meinen Dank nicht mehr vernehmen können, weil sie inzwischen von uns gegangen, sei in herzlichem Erinnern ehrend gedacht:

Felix van Bergen, Frankenau; Arthur van Dähren, Danzig; Friedrich von Dähren, Bork; Eduard Edlitzberger, Wien; Christian Hege, Frankfurt (Main); Paul Kliever, Danzig; Paul Loewens, Berlin; Prediger H. G. Mannhardt, Danzig; Geh. Rat H. Momber, Berlin; Ernst Penner, Lablau; Heinrich Rempel, Königsberg; Viktor Wieler, Stettin; Alfred Zimmermann, Wien; Clara Zimmermann, Danzig; Herta Schulz-Zimmermann, Frankfurt (Oder); Julius Zimmermann, Wien.

Inhaltsverzeichnis der Kartei ostdeutscher Menno-Sippen*)

Familien- karten:	Personen- karten:	Familien- karten:	Personen- karten:
1. Abbing		16. Arend(s)	8
2. Abend, Awens		17. Aspen	2
3. Abraham	4	18. Aßinger	12
4. Aldams	2	19. Bachdach	41
5. Aldrian(s)	3	20. Bade	
6. Albert(s)	4	21. Becher	
7. Albrandt		22. van Baerlen, van Barel	8
8. Albrecht(s)	10	23. Balau	
9. von Aldendorp		24. Baller	
10. Allert	8	25. Ballhausen	1
11. van Almonde	16	26. Ballmann	
12. Althoff		27. Balzer	6
13. van Amersfort	21	28. Barmann	
14. Andres	22	29. Barber	1
15. von Anken		30. Barg(en), (van) Berg(en)	127

*) Das Inhaltsverzeichnis verzichtet auf Aufzählung aller verschiedenen Schreibweisen der Familiennamen, da diese auf den Familienkarten ausführlich angeführt werden.

Familien- kanten:	Personen- kanten:	Familien- kanten:	Personen- kanten:
31. Barkmann, Bergmann	28	80. Bruchs	4
32. Barkowski		81. van Brüssel	1
33. Bartel(s)	3	82. Brästerln	
34. Bartholomäus, Bartelmes		83. Brunacker	
35. Bartsch	9	84. Brusen	
36. Baser		85. Brussow	
37. Bauer		86. Bruyer	
38. Baumann		87. Brungting	
39. Becker	6	88. Bruynvisch	2
40. Beer		89. Bäckert	4
41. Behrend(s)	25	90. Bühler, Bällert	17
42. Beker		91. Bullerbeek	
43. Belge		92. Bur (s. Bauer)	
44. Beuch, Beucken		93. Burmeister	
45. Bendtsch		94. Busenitz	15
46. Beuert		95. van Buygen	2
47. Benzten	1	96. Carls	
48. Bergtholdt	2	97. Casper, Kasper	
49. van Beringshuyzen		98. Claassen, Kla(a)ffen	320
50. Beson		99. Clemens	
51. Bestwater	50	100. van Cöln, van Cuelen, von Köln	3
52. Beuler		101. Cohn, Coen, Kuhn	1
Beulke, Bulke	4	102. Collander	
54. van Beuningen	18	103. Conrad	29
55. Bisking		104. Conwents	24
56. Bleek		105. Cornelis(en), Cornelius(sen), Cornies, Knels(en)	26
57. Bleibel		106. Curland	
58. Blenk		107. Dahl(ke)	
59. Block	3	108. Daleski	1
60. Bock		109. Daniel(s)	10
61. Böhm	3	110. Dau	18
62. Böse	6	111. David(s)	4
63. Boettcher, Püttger		112. Deckemacher	
64. Boldt, Bollaert	48	113. Decker(t)	
65. Bollée	2	114. Deering, Döring	
66. Bollne		115. Dell, Döll	4
67. Bomgarts		116. Denner, Donner	14
68. Bimmershagen		117. Deichgräf, Teichgröb	
69. Bonels		118. van Deventer	1
70. Borchert		119. Dieckmann	2
71. Born, Born	2	120. Dietrich	
72. Bornowski		121. Dicks(en)	61
73. van den Bosch	1	122. Domke	
74. Boschmann	2	123. Dommel	1
75. Brand(t)	12	124. Dominik	
76. Braun, Bruhn	54	125. von Dragen	
77. Brettschneider		126. Dreher	
78. Bräuel	3	127. Drewke	1
79. Bräggmann			

Familien- karten:	Personen- karten:	Familien- karten:	Personen- karten:
128. Drews		177. Franz(en)	6
129. Dreyer		178. Frei	
130. Driedger	201	179. Freitag	
131. Drude	1	180. Friedrichs(en)	13
132. Druppe	1	181. Friesen, Froese	
133. von (van) Dühren	257	182. Funk	3
134. Dunkel	19	183. Syans	1
135. Dufloß		184. Gade	
136. (van) Dyck	340	185. van Gammern	1
137. von Eke, Eck	2	186. Gayke	
138. Eckert, Eggert	4	187. Garber, Gerber	
139. Ediger	1	188. van Gek	
140. Ede		189. Gedderf	
141. Eggerath	14	190. Geerß(en)	22
142. Ehlerf	1	191. Gelbrandt	
143. Ementz	1	192. Gerbrandt	
144. Elias	15	193. Sergens	
145. Emaus	3	194. van Gerschowen	1
146. van Embden	1	195. Giesebrecht	17
147. Eng(e)brecht	2	196. Gills(en)	10
148. Engmann	6	197. Gleistein	3
149. Entz, Enß(en)	44	198. Görke, Gehrke	3
150. Epp	156	199. Göttner	2
151. Erdmann	1	200. Goos(en)	6
152. Erigs, E(h)rich(s)	4	201. van Gorkum	3
153. Esau	20	202. Grauwert, Gowers	12
154. Ewert	1	203. Greger	
155. van Eyck	6	204. Gröning	
156. van Eytzen	7	205. Groenwaldt	1
157. Fabian		206. Groeper	
158. Fademrecht		207. Groot, Groß	
159. Fagt		208. Gräter	
160. Falk		209. Grunau	
161. Fast	34	210. Gölker	
162. Federau		211. Günther	3
163. Fesdt (Vitus)	1	212. Guhr	
164. Felgenhauer	2	213. van Haage(n)	1
165. Fentzke	1	214. Hamburg	
166. Ferslet		215. Hamerschmitt	
167. Fleguth	7	216. Hamm	35
168. Fink		217. Harder	101
169. Fisch		218. Harms	11
170. Fischer	1	219. Haselmann	2
171. Flaming		220. van Hasselt	
172. Fleckwehr	2	221. Hausknecht	1
173. Fluge		222. Haverbeck	1
174. Focking	84	223. Havermann	3
175. Foth	9	224. Hecht	
176. Frank	1	225. Hecker	38

Familien- kanten:	Personen- kanten:	Familien- kanten:	Personen- kanten:
226. Heese	1	275. Kaume	
227. Heide		276. Kehlers	
228. Heidedrecht	1	277. Kemp(net)	12
229. Hein		278. Kerber	3
230. Heinrichs, Hendricks	17	279. Kessler	
231. Hellwig		280. Kilpin	
232. Hempel	8	281. Kinn(en), Koennen	3
233. Henke		282. Kirsch	
234. Hennig	1	283. Kläster	1
235. Herfort		284. Klatt	
236. Herr	1	285. Klaubing	
237. Hildebrand	8	286. Klein	2
238. Hill		287. Kliever	65
239. Hinj	1	288. Klingenberg	1
240. van Hoeck	65	289. Klippenstein	13
241. van Hōfen, van Hoewen	2	290. Knewel	
242. Hōmsen	7	291. Knopf	
243. Hoemisch		292. Köhler	
244. Hōnn	1	293. Koene, Kohn	2
245. Höppner	11	294. Kōnnīngk	
246. Holzmann		295. Koepke	
247. Holzrichter	3	296. Koehke	
248. Hommel	1	297. Kohnert	
249. Hooze		298. Kohler	
250. Hoppe		299. Kommes	
251. van Hoorn	2	300. Komp (Kemp?)	
252. Hornbrecher		301. Koop, Kopper	11
253. Hovenier	6	302. Kordis	1
254. Hübert	4	303. Koslowski	
255. Hübner		304. Krämer	
256. Huß		305. Krahn	1
257. Isaac	15	306. Krause	
258. Isebrand		307. Kremser	
259. Jacobsen	17	308. Kren	
260. Janke		309. Kroecker, Kriekert	60
261. Jansson, Jan(t)z(en)	107	310. Krōmske	
262. van Jeeht		311. Krüger	1
263. Jochim		312. Kullig	
264. John		313. Kufeld	
265. Joost	3	314. Kulpert	
266. Kab		315. Kutz	
267. Käthler, Kettler	4	316. Lamberts	16
268. van Kampen	30	317. Lange	
269. Kampf		318. Langemann	
270. Kant		319. Lau	
271. Kargel		320. Lauwing	
272. Kasdorf	3	321. Leberrecht	
273. Katt		322. Ledderdehl	
274. Kauenhowen	445	323. Lehn	4

Familien- karten:	Personen- karten:	Familien- karten:	Personen- karten:
324. Lehnert	2	373. Nachring	
325. Leith		374. Nehm	2
326. Lemke	2	375. Ness(e)	2
327. Lennig		376. Nesselroth	
328. Lenz	2	377. Neubauer (s. auch Niebuhr)	
329. Lenzmann		378. Neubegser	7
330. Lepp	20	379. Neudorf	5
331. Letkemann		380. Neufeld	27
332. Liedke		381. Neumann	1
333. Liermann		382. Neustädter	2
334. Ließau		383. Nickel	9
335. Liehner		384. Nieburh	2
336. Lingnau		385. (van) Niesseu	16
337. Loewen(s)	134	386. Nig	
338. Lohde	4	387. Noë	
339. Looff		388. van Donneken	
340. Lorenz	3	389. Obbe	
341. Lucht		390. Oehmsen	
342. Ludwigs(en)	13	391. Olfer(t)s	5
343. Lütich	3	392. Olwig	
344. Maaß		393. Ordonn	8
345. Mahl	19	394. Orthmann	
346. Mandtler	10	395. Ott	
347. Mannhardt	3	396. Ouwejan	
348. Marks		397. Pätkau	
349. Martens	10	398. Pankert	6
350. Masau		399. Pankraz	
351. Matthies(sen)	4	400. Papke	
352. Mau		401. Pasewark	
353. van Mecheln		402. Paser	
354. Meckelburger	3	403. Pau	
355. Mehlgörgeu		404. Pauls	12
356. Mehlrath		405. Peckerun	
357. van der Meersch	3	406. Penkler	
358. Meinders	1	407. Penner	96
359. Meißter	1	408. Perk	
360. Melchior		409. Peters	53
361. Menschoot		410. Philipps(en)	22
362. Ments		411. Pilgrim	
363. van der Meulen	1	412. Plenert	
364. Mierau	22	413. Pleff	
365. Minn(en)	1	414. Plotter	
366. Möller		415. Pries	
367. Mombert	113	416. Prohl	
368. Moor	7	417. Quapp	3
369. Mund(t)		418. Quiring	20
370. von Myllen	1	419. Raabe	
371. Muzke		420. Rahn	6
372. Nachtigal		421. Rakau	

Familien- karten:	Personen- karten:	Familien- karten:	Personen- karten:
422. Rathke		471. Soelster	
423. Rathmann	1	472. van Soest	
424. Rahlaß		473. Soleski	
425. Reddekopp	1	474. Sommer	
426. Reetmaker	1	475. Sommerfeld	
427. Regehr, Regier	20	476. Spenst	2
428. Rehbrand	2	477. Sperling	
429. Reimer	74	478. Sprund	71
430. Reinke	19	479. Suchau	9
431. Rempel	7	480. Sudermann	170
432. Renpenning		481. Süchten	
433. Rettig		482. Süßfleisch	
434. Richter	1	483. Suter	
435. Richter		484. Scharping	
436. Riedlger, Rütgers	7	485. Scharfner	
437. (van) Riesen	33	486. Scheffler	2
438. Rintfles		487. Scheinaw	
439. Röhl	1	488. Schellenberg	3
440. Roenert		489. Schepansky	1
441. Rogalski		490. Schierling	
442. Roh(d)e		491. Schieweck	3
443. Roloff		492. Schlichting	
444. Roosen	1	493. Schlutau	1
445. Rose		494. Schmidt	10
446. Rosenfeld	3	495. Schüteder	
447. Roths	3	496. Schoemaker	1
448. van Roy	45	497. Schönfeld	
449. Rudkowsky		498. Schönke	
450. Rump	6	499. Schör	1
451. Rüscher		500. Schött	1
452. Rutenberg		501. Schoman	
453. Ruyter		502. Schramm	
454. Salefsky		503. Schrieffer	
455. Sand	7	504. Schr(o)eder	26
456. Sawahki	3	505. Schulz	21
457. Seeler	5	506. Schuster	3
458. Seemann	5	507. Schwarz	2
459. Seidler		508. Schwarzbart	
460. Sells	1	509. Schwegler	
461. van Seven-Olden, Siebenofen		510. Schwentke	
462. Seyfert		511. Schwichtenberg	2
463. Siebert	1	512. Stäß	
464. Siebing	1	513. van Steen	52
465. Siebrandt	3	514. Steffen(s)	4
466. Siemens	41	515. Steingart	
467. Siemer, Zimmer		516. Stenffel	
468. Stet		517. Stobbe	17
469. van der Smiffen	4	518. Stoll	
470. Sobyu	1	519. Storch	1

Familien- karten:	Personen- karten:	Familien- karten:	Personen- karten:
520. Storm		562. Wegner	7
521. Strahlmann		563. Wefner	
522. Straß, Strauß		564. Weiß	
523. Streek		565. Westbrecht	
524. Stutmann		566. Wittgraf	
525. Terborg		567. van Werden	
526. Terlugt		568. Wessel	
527. Tesch		569. Wetterwig	
528. Tessmann		570. Wichert	2
529. Tgahrt		571. Wiebe	191
530. Thimm		572. Wiehler	318
531. Thoms(en)	1	573. Wiens	81
532. Thun		574. Willeher	
533. van Thus, Thorigs	1	575. Willebrand	1
534. Tielmann	6	576. Will(e)ms	28
535. Tieffen	63	577. Winkelmann	1
536. Tilghki		578. Witt	
537. Tiroler		579. Wittenberg	1
538. Toews, Tews	22	580. Wittermann	
539. Tunk		581. Woelcke, Wilke	
540. Tymen		582. Wohlgemut	
541. Ulbrich	6	583. Wolfelt	
542. Unger	2	584. Wolf	
543. Unr(a)u(b)	7	585. Wolter	
544. Unstädt		586. Worm	
545. Utermann		587. Wyndraf	
546. Utesch	10	588. Wyntholt	
547. Vader		589. Wytse	
548. de Vain		590. Zacharias	11
549. de Veer, Fehr	261	591. Zander	
550. Vetter		592. Zent	
551. de Vogel		593. Zieradt	
552. Vogt		594. Zimmermann	1121*
553. Vollmer		595. Zisser	
554. Vuberg			
555. de Wahl, Wall, Walde	9		7232
556. Wallmann			
557. Warkentin	34	Familienkarten	595
558. Warner, Werner	3	Personenkarten	7232
559. Weber	1		
560. Wedel			7827
561. Wedling	1		

* einschließlich Karten der Ehegatten und Nachfahren

Literatur

die bei der Aufstellung der Kartei ostdeutscher Menno-Sippen Verwendung findet.

- | | |
|--|--|
| Bachmann | Die Mennoniten in Kleinpolen.
Lemberg 1934 |
| Peter Braun | Einige Zurechtstellungen zu Dr. A. Eberts
„Das Mennonitentum in Rußland“.
Menn. Blätter 1932 Nr. 6. |
| D. Wilhelm Ehrichson | Zur Geschichte d. Mennoniten
Königsberg 1786. |
| * Robert Dollinger | Geschichte der Mennoniten in Schleswig-Holstein usw.
Neumünster i. H. 1930 |
| * Adolf Eht | Das Mennonitentum in Rußland.
Langensalza, Berlin, Leipzig 1932 |
| D. H. Epp | Die Chortitzer Mennoniten
Odessa 1889 |
| * Eduard Grigoleit | Danziger Mennoniten aus d. Jahre 1681.
In: „Danziger familiengeschichtliche Beiträge“.
Heft 2, 1934. |
| * Lic. theol. E. Händiges | Beiträge zur Geschichte der Mennoniten-Gemeinde
Elbing-Ellerwald. In: „Schriftenreihe des Menno-
nitisches Geschichtsvereins“ Nr. 1, 1938. |
| * Franz Harder | Die Auswanderung aus der Danziger Mennoniten-
Gemeinde nach Rußland. In: „Mitteilungen des Sip-
penverbandes d. Danziger Mennoniten-Familien Epp-
Kauenhoven-Zimmermann“ 1937 Heft 4 und 6. |
| * Franz Harder | Verzeichnis der 1793 in den Dörfern der Kolonie Chor-
tiska angesiedelten Mennoniten-Familien. In: Dgl.
1940, Heft 1.

Die ersten Ansiedler der Mennoniten-Kolonien Tiege,
Blumenort und Rosenort in der Ukraine, 1805. In:
Dgl. 1942, Heft 1. |
| * Christian Hege,
Franz Crous | Mennonitenfamilien in Zahlen.
In: „Mennonit. Geschichtsblätter“, Ausg. 1940. |
| * Waldemar Heym | Kampf mit der Weichsel.
Marienwerder 1938. |
| H. Ch. Hülshoff | Bezoekreis van Hendrik Berents Hülshoff in 1719.
Utrecht 1938. |
| Jahrbuch 1936 der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten in Canada | |
| Dr. Paul Karge | Die Auswanderung west- und ostpreussischer Mennoniten
nach Südrußland 1787—1820
Elbing 1923. |
| * Dr. Kurt Kauenhoven | Die Sippen der rußlanddeutschen Siedlung Fernheim
im Gran Chaco, Paraguay.
In: „Sippenkunde des Deutschtums im Ausland.“
Stuttgart 1938. |

* Im Familienarchiv Zimmermann vorhanden.

- * Dr. Kurt Kauenhowen Stammfolge Kauenhowen. In: „Der Wanderweg der Rußlanddeutschen.“ Stuttgart und Berlin 1939.
- * H. G. Mannhardt Die Danziger Mennoniten-Gemeinde. Danzig 1919.
Unsere Familiennamen. In: „Christlicher Gemeinde-Kalender auf das Jahr 1903“.
- Paul ter Meer Das „Scheuten“-sche Stammbuch. In: „Mittteil. d. Westd. Gesellschaft für Familienkunde“ III. 1921—1924.
- * Neff und Hege Mennonitisches Lexikon Frankfurt a. M. und Weyerhof, Bd. I, 1913. Bd. 2, 1937, Bd. 3, Heft 31—36. 1938—42.
- * D. Chr. Neff Mennonitisches Adreßbuch. Karlsruhe 1936.
- Wilhelm Niepoth Zur Geschichte der Mennoniten in Rheidt.
- * Dr. Horst Penner Ansiedlung mennonitischer Niederländer im Weichselmündungsgebiet von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn der preußischen Zeit. Diss. Danzig 1940.
- Claas Peters Die Bergthaler Mennoniten. Kansas, 1934.
- * J. Quiring Die Mundart von Chortitza. Diss. München 1928.
- * Dr. W. Quiring Deutsche erschließen den Chaco. Karlsruhe 1936.
- * Dr. W. Quiring Rußlanddeutsche suchen eine Heimat. Karlsruhe 1938.
- * Dr. Horst Quiring Aus den ersten Jahrzehnten der Mennoniten in Westpreußen: In: „Mennonist. Geschichtsblätter“. Dez. 1937.
- E. Randt Die Mennoniten in Ostpreußen und Litauen bis 1772. Diss. Königsberg 1912.
- * Gustav E. Reimer Die Familiennamen der westpreußischen Mennoniten und:
- * Gustav Reimer Beiträge zur Stammtafel der Familie Orledger. In: „Schriftenreihe des Mennonitischen Geschichtsvereins“ Nr. 3, 1940.
- * Gustav Reimer Ein Mennonitenverzeichnis aus dem Jahre 1776. In: „Danziger Familiengeschichtliche Beiträge“, Heft 5 ff.
- * Heinrich H. Schröder Rußlanddeutsche Friesen Döllstädt-Langensalza 1936.
- Heinrich H. Schröder Aus den Tauflisten der Gemeinde Tragheimerweide. In: „Mennonitische Warte“, Wünnipeg 1938.
- Heinrich H. Schröder Friesische Bauern und Handwerker aus den Niederungen der Nogat gehen nach Rußland. In: „Deutsche Post aus dem Osten“ 1937/38. Berlin.
- Bruno Schumacher Niederländische Ansiedlungen im Herzogtum Preußen. Leipzig 1903.

- * Margarete Suter Verzeichnis der in der St. Salvatorgemeinde zu Danzig vor 1784 erworbenen Erbbegräbnisse. In: „Danziger familiengeschichtliche Beiträge“, Heft 1, 1929.
- * Margarete Suter Das Begräbnisbuch der St. Salvator-Kirche zu Danzig vom Jahre 1709. In: „Danziger familiengeschichtliche Beiträge“, Heft 2, 1934.
- * Herbert Wiebe Mennonitische Familiennamen in den Weichselniederungen von Graudenz bis Thorn. In: „Mennonitische Geschichtsblätter“, August 1939.
- * M. Woltner Die Gemeindeberichte von 1848 der deutschen Siedlungen am Schwarzen Meer. Leipzig 1941.

Die westpreußischen Mennoniten im Wandel der Zeiten

Forst Penner

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung

des Mennonitischen Geschichtsvereins auf dem Thomashof am 19. Juni 1949.

In den Tagen der Reformation wurde 1525 die religiöse Bewegung der Taufgesinnten in der Schweiz geboren. Sie griff von dort schnell auf die Gebirgsländer Österreichs über. Ebenso wanderten die Ideen der Täufer auf der großen Verkehrsstraße des Rheins nach Norden und fanden hier eine große Anhängerschaft. Von 1530 bis 1560 bestimmten die Täufer das Gesicht der Reformation in den Niederlanden. Sie gingen ernstlich daran, in Liebe und Brüderlichkeit die urchristliche Gemeinde zu erneuern und nur den Erwachsenen auf das Bekenntnis seines Glaubens zu taufen.

Gegen sie vor allem wandte sich die ganze Schärfe der spanischen Inquisition. Die Scheiterhaufen lohten auf in Gent, Brügge, Brüssel, Amsterdam und vielen anderen niederländischen und deutschen Städten. Noch auf dem Gang zur Richtstätte bekannten die Täufer freudig ihren Glauben. Rund zweitausend Täufer mußten innerhalb des Heiligen Römischen Reiches ihre Glaubensstreue mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen und Richtblock büßen. — Diese Stärke des Glaubens verfehlte ihren Eindruck nicht und ließ die Zahl ihrer Anhänger immer weiter anschwellen. Sie veranlaßte auch Menno Simonis im Jahre 1536 seinen Priesterberuf aufzugeben und sich im Glaubenskampf für die Sache der Täufer einzusetzen, in deren Reihen er bald die führende Persönlichkeit wurde.

In Mähren, in der Nähe von Nikolsburg, fanden die wegen ihres Glaubens überall mit dem Tode Bedrohten seit 1526 eine Stätte der

Duldung. Zahlreiche Flüchtlinge aus der Schweiz, Tirol und Süddeutschland schlossen sich hier zu Gemeinden zusammen. Sendboten gingen von Mähren aus nach Schlesien, nach Süddeutschland, ja selbst vereinzelt nach den Niederlanden, um der Täufer Sache neue Anhänger zu gewinnen. Viele folgten der neuen Lehre und mancher von ihnen zog nach Mähren.

1531 kamen die ersten Sendboten der Täufer auch nach Preußen, wo Albrecht von Hohenzollern den Rest des Ordenslandes im Jahre 1525 in ein weltliches Herzogtum verwandelt hatte. Damals suchte Oswald Glait¹⁾, ein Täuferlehrer aus Cham in der Oberpfalz, in Preußen einen Platz für sein Wirken zu finden. Albrecht und sein einflussreicher Ratgeber, der Freiherr von Heydeck, standen den neuen Lehren zunächst nicht durchaus ablehnend gegenüber. Aber auf Veranlassung Luthers verfügte der Herzog doch 1532 die Ausweisung Glaits und seiner taufgesinnten Freunde Oswald Grieskirchen und Hans Bänderlin aus Linz. Die Ausgewiesenen fanden bei ihren Brüdern in Mähren Aufnahme²⁾.

Die Gewalttat von Münster stachelte die Verfolgungswut der Behörden im ganzen Reich aufs höchste an. Neben der kleinen Zahl der aufrührerischen Täufer wurde die große Masse der stillen Täufer, die von Gewalt nichts wissen wollte, mit Feuer und Schwert verfolgt. Selbst in Mähren ergingen jetzt scharfe Ausweisungsbefehle.

Im Frühling des Jahres 1535 gelangte ein Zug mährischer Täufer, z. T. schlesischer Herkunft, 60 Wirte mit Frauen, Kindern und Gesinde, im ganzen etwa 200 Personen, aus ihrem bisherigen Asyl vertrieben, nach Thorn, Graudenz und ins Herzogtum Preußen. Sie haben wohl mit den Grundstock für die Gemeinden in der Kulmer und Graudenzener Niederung gebildet³⁾. Gleichzeitig mit ihnen kam der österreichische Täufer Christian Entfelder nach Preußen. Er war von Hause aus Jurist und hatte 1525 ein Rechtsgutachten in Regierungsfragen des Ordenslandes für Herzog Albrecht abgegeben. In den Jahren 1526/27 war er Vorsteher einer Täufergemeinde in Mähren. Er trat jetzt in die Dienste Albrechts und wurde 1536 zum Herzoglichen Rat ernannt⁴⁾.

In Mähren beruhigten sich die Verhältnisse für die Täufer bald wieder und waren fast das ganze 16. Jahrhundert hindurch ausgesprochen günstig. Ein weiterer Zuzug fand von dort zunächst nicht mehr statt. Dafür brachte nach 1534 fast jedes Schiff bei dem seit alters regen Handelsverkehr zwischen Danzig und den Niederlanden verfolgte Täufer von dort an die Gestade Preußens.

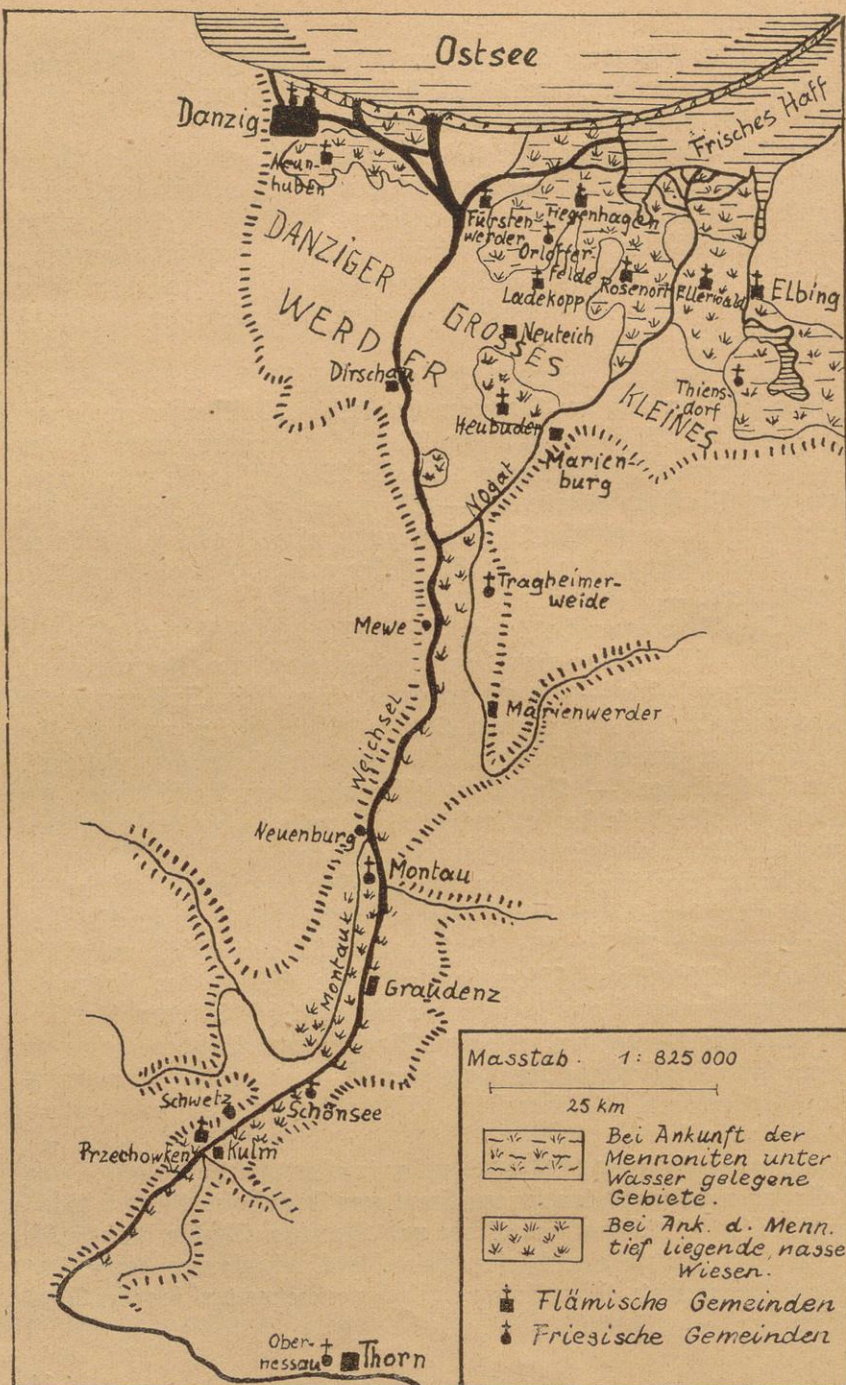
Jahrzehnte hindurch suchten stille Taufgesinnte, aus ihrer Heimat in Flandern, Holland, Friesland und am deutschen Niederrhein vertrieben, Zuflucht in Ostdeutschland. — Die ersten geschlossenen An-

Siedlungen niederländischer Täufer entstanden 1539 unter Herzog Albrecht in Schönberg im arg verwüsteten ostpreussischen Oberlande. 1700 Hektar wurden damals den Siedlern übergeben. Christian Entfelder, der ehemalige mährische Täuferprediger, führte bezeichnenderweise die Verhandlungen für die Königsberger Regierung. Der Wortführer der Niederländer, war Hermann Sachs, der bereits in den Niederlanden als Täuferprediger gewirkt hatte⁹⁾. — Diese Siedlungen sind Versuche geblieben, da die Niederländer in dem jungen protestantischen Staate, der selbst schwer zu kämpfen hatte, nicht die wirtschaftlichen und vor allem religiösen Voraussetzungen vorfinden konnten, die sie sich erhofft hatten.

1543 wanderte die große Masse der Täufer ins benachbarte polnische Preußen und ins Danziger Landgebiet ab. Hier boten sich im amphibischen Mündungsgebiet der Weichsel Ländereien, die der holländischen Heimat ähnlich waren und eine Wirtschaftsweise wie in den dortigen Marschen gestatteten. — Ein neuer, größerer Zug kam von jetzt ab in die preussische Täuferbewegung, eine Wendung, die sie zu einer dauerhaften machen sollte. Die Jahre von 1547 bis 1550 wurden entscheidend. —

Der Ritterorden hatte wohl die großen Weichseldämme schütten, auch Entwässerungsanlagen bauen lassen, aber, um die unter dem Meeresspiegel (bis —1,50 m) gelegenen ehemaligen Hafflagunen im Danziger Großen und Kleinen Werder richtig trocken zu legen, bedurfte es der ganzen, in Jahrhunderten geschulten Entwässerungstechnik der Niederländer. — Außerdem fehlte nach dem Verschwinden der Ordensherrschaft die straffe Hand, die die bereits vorhandenen weitverzweigten Deich- und Entwässerungsanlagen zum Wohl der Allgemeinheit lenkte. So bildete nach den Deichbrüchen 1540 und 1543 das gesamte unter dem Meeresspiegel gelegene Gebiet des Danziger Werders jahrelang eine Wasserwüste, die sich allmählich mit Schilf und Rohr bedeckte. Die Natur schien das entrissene Gebiet, das immerhin 100 qkm umfaßte, zurückerobern zu wollen. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Großen und Kleinen Marienburger Werder. Schon in einer Urkunde Konrads von Jungingen heißt es von den Einwohnern von Petershagen bei Tiegenhof: „Sie besitzen nur Wasserhuben und Außendeiche.“

In den Jahren 1547—1550 nahm in allen drei Teilen des Weichseldeltas auf einer 60 km langen Front vom Drausensee über das Ellerswaldgebiet bei Elbing, das Große und Danziger Werder bis vor die Tore von Danzig eine Riesenarbeit, die Trockenlegung der großen Depressionsgebiete, ihren Anfang. Sie dauerte etwa drei bis vier Menschenalter.



Um 1550 begannen die Mennoniten bei Wengeln am Drausensee, zur selben Zeit im anschließenden Elbinger Ellerwald mit ihrer Kulturarbeit. Mitten durch den Drausensee, der damals etwa fünfmal so groß war wie heute, wurde ein Damm geschüttet und durch darauf aufgestellte Wassermühlen das Sumpf- und Seegebiet westlich des Dammes entwässert und in fettes Weideland verwandelt, auf dem in Kürze eine große Zahl neuer Dörfer entstand.

1547 wurde die Tiegenhöfer Ökonomie, das war ein großer Teil des Unterwerders, dem Danziger Bankherrn Coysen übertragen⁶⁾, der sie in der Folgezeit an Mennoniten zur Trockenlegung ausgab. Endlich wurden im Jahre 1547 Hermann van Bommeln und Tönnis Florißen, zwei angesehenen Täufern, die bisher im Herzogtum gelebt hatten, große Ländereien im Danziger Werder zur Besiedlung gegeben⁷⁾.

Für diese weitgespannten Unternehmungen reichten die bereits in Preußen anwesenden Mennoniten nicht aus. Der Friesse Philipp Edzema ging deshalb mit einem Geleitbrief des Danziger Rates versehen nach den Niederlanden, um dort Leute seiner Nation, wie es in dem Brief hieß, für die Trockenlegung weiterer Gebiete im Danziger Werder anzuwerben. Etwas früher bzw. später begannen auch die Kultivierungsarbeiten der Mennoniten in den Stromniederungen bei Thorn, Kulm und Graudenz.

Früher noch, bereits zu Anfang der 1530er Jahre, waren die ersten Täuferflüchtlinge in den Häfen Danzig und Elbing an Land gegangen. Während Elbing schon 1585 mennonitischen Kaufleuten und Handwerkern das Bürgerrecht verlieh, war das in Danzig anders. Der Rat der Stadt versuchte durch Briefe an die niederländischen Hafenstädte ein An-Bord-Gehen der Täufer auf die nach Danzig auslaufenden Segelschiffe zu verhindern. Als dies nicht gelang, untersagte er eine Niederlassung der Mennoniten innerhalb der Stadt. Ob mehr aus Handelsneid oder mehr aus Glaubenseifer läßt sich schwer sagen. Zur Trockenlegung des Danziger Werders wurden sie allerdings geradezu herbeigerufen.

Dafür aber nahm der Bischof von Leslau in seinem Gebiet, in Schottland bei Danzig, gern die tüchtigen Tuch- und Leinenweber, Färber, Bortenmacher und Brantweinbrenner auf, sehr zum Leidwesen der Stadt. Erst etwa von 1600 ab durften sie auch auf städtischem Gelände ihre Kramläden und Werkstätten eröffnen⁸⁾. —

Wie in kolonisationsförmiger, so bedeuteten die Jahre von 1547 bis 1550 auch in religiöser Hinsicht einen Wendepunkt. Von dieser Zeit ab kann man erst im eigentlichen Sinne von Mennoniten in Westpreußen sprechen. Es bestand schon vor 1550 eine große Täufergemeinde in Westpreußen, die ihren Sitz wohl vornehmlich in Schottland bei Danzig

hatte. — Hugo Mathiszon van Haag, ein Weber, Hermann van Bommeln, der ehemalige Hofkaplan Karl von Gelderns, des Statthalters der niederländischen Provinz Friesland, waren um 1550 Lehrer der Danziger Täufergemeinde. Als Diakone dienten Thonis Barbier aus Emden gebürtig und Michael Janszoon aus Oisterhout in Brabant⁹⁾.

Im Sommer 1549 kam Menno Simonis zusammen mit Dirk Philipps nach Preußen, um lehrend und ordnend der Gemeinde in Preußen ein festes Gepräge zu geben. — Menno selbst hat seiner Gemeinde in Preußen das Gesicht gegeben. Seine liebevolle Sorge für die Brüder in Preußen spricht aus einem Brief, den er im Herbst desselben Jahres dorthin schrieb¹⁰⁾.

Die Bedeutung der Flüchtlingsgemeinde war so groß, daß Mennos engster Mitarbeiter, Dirk Philipps, lange Zeit die Leitung der Gemeinde in Danzig in Händen hatte. — 1567 reiste er nach Emden, um kraft seiner Autorität im Streit zwischen Flamingern und Friesen im niederländischen Raum zu vermitteln. Er neigte den Flamingern zu und machte durch seine schroffe und strenge Haltung in den Fragen von Bann und Ehemeldung den Riß, der durch die mennonitischen Gemeinden ging, unüberbrückbar. Er starb damals fern seiner Gemeinde¹¹⁾.

Es gab auch in Preußen von da ab flämische und friessische Gemeinden. Dirk Philipps nachwirkendem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß in Danzig und im nördlichen Küstenstreifen bis Elbing vor allem im Großen Werder, die strengere flämische Richtung vorherrschend wurde. —

Im Kleinen Marienburger Werder und im Weichseltal hatte die Richtung der Friesen das Übergewicht. Auch in Danzig bestand eine kleinere Gemeinde der Vereinigten Friesen, Waterländer und Hochdeutschen. Diesen friessischen Gemeinden erwuchs in Jan Gerrits van Emden ein treu sorgender Hirte. — 1607, das Jahr seiner Übersiedlung aus den Niederlanden nach Preußen fiel mit dem Beginn der erbarmungslosen Vernichtung der großen Täufergemeinde in Mähren zusammen. Als Ältester der Vereinigten Gemeinde, also auch der Hochdeutschen, in Danzig machte er eine Reise zu den hochdeutschen Gemeinden in Mähren und brachte den Prediger Wohll (Waal?) von dort mit¹²⁾. — Schon 1604 war der schweizerische Täuferprediger Josef Hauser mit sieben anderen Brüdern und ihren Familien, im ganzen 37 Personen, aus Mähren nach Preußen gekommen und hatte vergeblich versucht, sich in Elbing niederzulassen. Sie waren bei Glaubensbrüdern in Wengeln am Drausensee untergebracht¹³⁾. Damals mögen wohl eine Anzahl ursprünglich Schweizer Täuferfamilien ins Weichseltal gekommen sein.

Dieser Abschnitt in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts

wurde auch sonst für die Landgemeinden bedeutsam. Seitdem trat die bis dahin überragende Bedeutung der Danziger Stadtgemeinde für die gesamten westpreussischen Mennoniten etwas zurück. Die bauerlichen Mennoniten begannen sich kirchenpolitisch und wirtschaftlich zusammenzuschließen und selbständig handelnd aufzutreten.

1613 weigerten sich die Mennoniten des Danziger Werders aus Gewissensgründen, den Befehl des Rates zum Waffendienst nachzukommen. Sie erhielten gegen eine Geldzahlung Befreiung davon. Hier trat das für die Geschichte der westpreussischen Mennoniten so wichtige Problem zum erstenmal deutlich in Erscheinung. — 1622 schlossen sie sich im Danziger und Großen Werder zu einer alle mennonitischen Bauern umfassenden Feuerversicherung zusammen. Brannte ein Bauer ab, so wurde der Schaden nach Zahl der Hufen und Morgen auf alle anderen umgelegt. Die Nachbarn halfen bei den Aufräumarbeiten und beim Bau¹⁴⁾. Diese als „Tiegenhöfer Feuerversicherung“ bis in unsere Tage bekannte Genossenschaft war wohl eine der ältesten ihrer Art in Deutschland. —

Aber viel schlimmer als die Brandgefahr waren die Hochwasserfluten, die die damals noch leichten Dämme der Weichsel und Nogat immer wieder durchbrachen, das angrenzende Lande versandeten und die unter dem Meeresspiegel gelegenen Ländereien der Niederung auf Monate hinaus in eine Wasserwüste verwandelten.

Daneben wurde ihre Wehr- und Machtlosigkeit zu allerlei Übergriffen und Gelderpressungen ausgenutzt, bis ihnen — natürlich auch gegen entsprechende Geldzahlung — König Wladislaus IV. im Jahre 1642 ein Privileg gab, in dessen Urkunde er ihnen weitgehende Duldung sowie Schutz und Erhaltung ihrer alten Freiheiten für alle Zeit versprach. In lobenden Worten wurde darin von ihren Verdiensten um die Entwässerung und Urbarmachung der Werder gesprochen. — Dieses Privileg wurde von den späteren polnischen Königen immer wieder erneuert und bestätigt.

Um 1650, nach rund hundert Jahren, war die grundlegende Arbeit getan, die Trockenlegung in den drei Werdern mit Mühlen, Schleusen, Dämmen, Vorfluten und unzähligen Entwässerungsgräben war durchgeführt. Fetttes Vieh weidete auf den saftigen Wiesen. Die „Niederungen“ des Danziger, des Großen und Kleinen Werders waren entstanden. — Ungeheuer waren aber auch die Verluste durch das Sumpffieber. 80 Prozent der Siedler sollen daran gestorben sein¹⁵⁾.

„Die erste Generation hatte den Tod, die zweite die Not, die dritte das Brot!“

Der neu erschlossene Landstrich im Großen Werder wurde in der flämischen Großwerdergemeinde kirchlich zusammengefaßt. Die wirt-

schaftlich-kolonisatorische Einheit brachte auch eine kirchliche mit sich. Es war die Gemeinde des neu beziehungsweise wiedergewonnenen Landes, die Gemeinde der „Niederung“, deren Mittelpunkt in der Folgezeit Rosenort wurde. Hier wählte die Gemeinde 1639 Hans Siemens zu ihrem ersten Altesten. Bis dahin war man vom Danziger Altesten mit Taufe und Abendmahl bedient worden¹⁰⁾. — Daneben bestand noch in Orlossersfelde eine kleinere friesische Gemeinde. Weitere friesische Gemeinden waren in Markushof, Montau und Schönsee gegründet worden, eine kleinere flämische in der Kulmer Niederung und eine größere in Elbing-Ellerwald. —

1638 hatte Johann Jacobsen van Gehema, ein Landsmann der Mennoniten, der zum mindesten durch die Heirat seiner Tochter mit einem Mennoniten¹⁷⁾, diesen nahestand, die Tiegenhöfer Ökonomie als Pfandbesitz übernommen. Dadurch wurde hier ihre Stellung gefestigt. In den folgenden Jahrzehnten setzte erneuter Zuzug ins Große Werder aus dem Danziger Territorium ein. Die unfreundliche Haltung des Rates gegen die Mennoniten, die unter ihrem Altesten, dem Schuster Hansen, in Danzig einen schweren Stand hatten, die Überschwemmung des Danziger Werders im schwedisch-polnischen Krieg 1656 machen diese Abwanderung erklärlich¹⁸⁾.

Nach 1700 aber wurde der Raum für die wachsende mennonitische Bauernbevölkerung zu klein. Vor allem bot das Weichseltal wenig Möglichkeiten der Ausdehnung. Als nun die Pest 1709 im östlichen Ostpreußen den größten Teil der Bevölkerung dahingerafft hatte, wurde den preussischen Mennoniten in der Memelniederung Land zur Ansiedlung überwiesen. Aber der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. ließ die wehrlosen Mennoniten, die nicht Soldat sein wollten, schon 1724 wieder ausweisen¹⁹⁾. Die an sich schon anwachsende Zahl der Mennoniten wurde durch die Heimkehrer vermehrt.

Auf zweierlei Weise war es den für ihre Glaubensbrüder Verantwortlichen möglich, Neuland zu beschaffen. Einmal wurde das draußen im Feld gelegene überschüssige Land der alten Ordensdörfer angekauft und dortdraußen Einzelhöfe „ins Feld“ hinausgebaut im Gegensatz zu dem eigentlichen Straßendorf aus der Ordenszeit. Die Mennoniten siedelten überhaupt nur in Einzelhöfen. Jeder saß von seinem Land umgeben auf seinem Grundstück. Sie lebten mit Vieh und Vorräten unter einem Dach. An das Haus schloß sich der Stall, an diesen die Scheune an. Der Hof selbst, peinlichst sauber, war meistens von hohen Baumgruppen umgeben. In Kleidung und Wohn Einrichtung befaßigte man sich der größten, dabei saubersten Einfachheit. —

Die zweite Möglichkeit bot sich in der Aufteilung und Besiedlung der früher ordensfiskalischen Höfe und Weideflächen in der

Marienwerderer Niederung und im Oberwerder. — Im Oberwerder saß schon seit 1554 in und um Heubuden eine kleinere mennonitische Gemeinschaft²⁰). Jetzt aber wurde Heubuden recht eigentlich die große Gemeinde auf den Weideländereien, die früher für die großen Pferdeherden einer reißigen Ritterschaft benötigt, jetzt das Siedlungsland für die Mennoniten abgaben. Von den Ordenshöfen Kalthof und Warnau bei Marienburg über Heubuden bis Leske reichte das weite Grasland²¹).

Ganz sprunghaft nahm daher auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Seelenzahl der Gemeinde Heubuden zu. Waren es 1711 nur elf Täuflinge gewesen, so hatte sich ihre Zahl im Jahre 1743 verdreifacht. Hatte vor 60 Jahren noch kein eigener Lehrdienst bestanden, so wählte sich 1728 die Gemeinde in Jakob Dyck bereits ihren ersten Ältesten²²).

Zur gleichen Zeit entstand aus Rückwanderern aus der Memelniederung auf den Weideländereien der Marienwerderer Niederung eine Gemeinde friesischer Richtung: Tragheimerweide²³).

Das Anwachsen der Zahl ihrer Gemeindeglieder zwang auch die Großwerdergemeinde ihr Gebiet in vier Quartiere aufzuteilen. Neben Rosenort entstanden 1735 die Gemeinden Tiegenhagen, Fürstenwerder, Ladekopp. Kirchen durfte man im Weichseldelta erst spät: 1728 in Thiensdorf, 1754 in Rosenort, 1768 in den anderen Gemeinden bauen. Bis dahin wurde der Gottesdienst in Ställen und Scheunen abgehalten.

Aber die Art ihrer Gottesdienste schreibt der Historiker Pfarrer Hartwich 1722 in seiner „Beschreibung der drei im polnischen Preußen gelegenen Werdern“, daß die Prediger in holländischer oder niederdeutscher Sprache predigten.“ Sie erwählen für ihre Zusammenkünfte zur Winterszeit große Stuben in ihren Höfen oder im Sommer gute Scheunen und große Viehställe, welche sauber gereinigt und mit grünem Kraut ausgelaubet werden. — Der Prediger sitzt auf einem großen Lehnstuhl, die Zuhörer um ihn herum. Sie singen nicht, sondern sitzen still in ihrer Andacht, bis die Predigt angeht.“

Erst später fand der Gemeindegesang und schließlich auch die Orgel Eingang in den mennonitischen Gottesdienst, der ja bekanntlich in puritanischer Einfachheit vor sich ging. — Daß er auch auf Fernerstehende seinen Eindruck nicht verfehlte, geht aus einem Privatbrief des Dichters Hermann Sudermann vom 4. November 1920 hervor: „Gewiß bin ich der Sohn eines Mennoniten. Mein Vater wurde aber, als er eine evangelische Frau geheiratet hatte, aus seiner Gemeinde — der Alten Mennonitengemeinde in Elbing — ausgestoßen. Als ich dann später in Elbing zur Schule ging, bin ich von einer Tante oft zum mennonitischen Gottesdienst mitgenommen worden. Mehrere meiner Verwandten waren Älteste und Prediger. Der Anblick der

Ältestenbank mit den zwölf silberhaarigen Greisen darauf ist mir unvergeßlich geblieben²⁴⁾.

An der Spitze der Gemeinde stand der erwählte Älteste, dem im Predigeramte charakterlich feste und vom Vertrauen der Gemeinde erwählte Männer zur Seite standen. Außerdem wurde ein Diakon oder Armenpfleger gewählt, denn jede westpreußische Gemeinde besaß in früherer Zeit neben der Kirche ihr Armenhaus oder Hospital, in dem die nicht mehr erwerbsfähigen Gemeindeglieder aufgenommen wurden. Auf keinen Fall durften sie der Öffentlichkeit zur Last fallen. Für die Ihrigen wurde gesorgt. Brüderliche Hilfe in jeder Form galt als vornehmste Pflicht. —

Gepredigt wurde im allgemeinen noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in holländischer Sprache. Bestand doch von 1600—1750 nicht nur schriftlich, sondern auch persönlich ein reger Verkehr zwischen Danzig und den Niederlanden. Die Wohlhabenden, vor allem aus der Danziger Gemeinde, schickten gerne ihre Söhne nach Amsterdam, damit sie dort ihre Schulbildung vollendeten und die Handlung erlernten. Heiraten hin und her waren nicht selten²⁵⁾.

Bei den Landgemeinden war dieser rege persönliche Verkehr nicht möglich. Sie gingen auch schon bedeutend früher in der Umgangssprache zum gemüthlichen Werderplatt über, auch in der Predigt wurde das Deutsche schon früher gebraucht. —

Die mennonitischen Bauern widmeten der schulischen Ausbildung ihrer Kinder von jeher größte Aufmerksamkeit. Bereits im 16. Jahrhundert unterhielten sie eigene Schulen. Seit 1700 wurde fast allgemein in den Privilegien der Mennoniten das Recht erwähnt, „die Kinder an einem gemeinsamen Ort von ihren eigenen Schulmeistern unterrichten zu lassen²⁶⁾“.

Durch große Rechtlosigkeit waren die letzten Jahre der Adelsrepublik Polen gekennzeichnet, die bekanntlich 1772 zum erstenmal geteilt wurde. Mußten doch aus religiösen Gründen 1765 zweihundert Mennoniten aus dem Weichseltal auswandern. Sie siedelten sich unter Friedrich dem Großen in der Neumark an.

So bedeutete das Jahr 1772 und die Übernahme Westpreußens durch das Königreich Preußen, das sofort eine geordnete Verwaltung einführte, einen Gewinn für die Mennoniten. Auch Friedrich der Große hat die tüchtigen Wirte hoch geschätzt.

Als daher im Herbst 1772 in dem mächtigen, alten Schloß der Ordensritter in Marienburg die Huldigung stattfinden sollte, kamen auch Abgesandte der Mennoniten aus den Werdern und brachten zwei fette Ochsen, 400 Pfund Butter, 20 Stück Käse, 100 Stück Enten und Hühner u. a. m. zum Festmahl mit. Sie legten aber auch gleichzeitig die

von den polnischen Königen erhaltenen Gnadenbriefe vor und erbat von Friedrich ein ähnliches Dokument, das sie denn auch 1780 erhielten. Darin wurde ihnen u. a. auch die Befreiung vom Wehrdienst zugesagt.

Man merkte aber doch bald, daß auch die Mennoniten jetzt einem Militärstaat angehörten. Nach der preussischen Heeresverfassung beruhte die Verpflichtung zum Wehrdienst auf dem Grundbesitz. So erschien ein Ankauf kantonpflichtiger Grundstücke durch Mennoniten, deren Zahl sich immer mehr vergrößerte, nicht im Staatsinteresse. Friedrich der Große war auch hierin großzügig. Gab er doch allein in den Jahren von 1781 bis 1784 den Konsens zum Ankauf von 296 neuen Grundstücken durch die Mennoniten. — Sämtliche west- und ostpreussischen Mennoniten mußten ihrer Landesverteidigungspflicht dadurch genügen, daß sie seit 1773 jährlich 5000 Taler für das Kadettenhaus in Kulm zahlten.

In Westpreußen ohne Danzig und Thorn zählten die Mennoniten damals 13 500 Seelen und besaßen rund 150 000 preussische Morgen besten Niederungsbodens, Schwemmland der Weichsel. — Nach Friedrichs Tode, der in den Mennoniten in erster Linie die fleißigen Wirte seiner durch polnische Wirtschaft verwahrlosten Provinz sah, hörte die Großzügigkeit der Regierung auf. — Die für den militärischen Nachwuchs verantwortlichen Stellen, die um die notwendige Zahl ihrer Rekruten besorgt waren, machten dem König Vorstellungen, daß eine weitere Ausdehnung der Mennoniten nicht zugelassen werden dürfte. — Deshalb erließ Friedrich Wilhelm II. 1789 ein besonderes Gesetz, das „Edikt, die künftige Einrichtung des Mennonitenwesens . . . betreffend“. Darin wurde zwar Gewissensfreiheit betreffs des Wehrdienstes zugesagt, der Landerwerb aber u. a. stark eingeschränkt.

Der Überschuß der mennonitischen Landbevölkerung sah jetzt den einzigen Weg in der Auswanderung, die denn auch in diesen Jahren in starkem Maße nach Rußland begann. — Der uralte Völkerweg, den einst schon die Goten weichselaufwärts in die weiten Steppen am Schwarzen Meer gezogen waren, sah wieder den Treck zahlreicher Bauernwagen hoch beladen mit Hausrat, Betten und Möbeln.

In den Jahren 1781—1865 zog der ganze Bevölkerungsüberschuß der westpreussischen Mennoniten nach Rußland, während ihre Zahl in der Heimat immer ziemlich gleich bei 13 000 Seelen blieb. — Es ist anscheinend das Los der mennonitischen Bauern, als Kultursoldaten im Kampf gegen Sumpf, Morast, Steppe und Urwald Neuland zu erschließen. Wenn der Kampf erfolgreich beendet ist, werden die verbrieften Rechte religiöser Freiheit beschnitten. Und wieder beginnt eine Auswanderung um des Glaubens willen. — So zogen nach 1875 und wieder 1928 Tausende aus diesem Grunde aus Rußland nach Nord-

amerika, insbesondere nach Kanada, von hier wieder aus ähnlichem Anlaß in das Hochland von Mexiko und die Urwaldsteppen am paraguayischen Gran Chaco. —

In der Not Preußens (1806—1814) halfen die in der Heimat gebliebenen Mennoniten getreulich, mußten aber auch einen erneuten Ansturm gegen ihre Wehrfreiheit erleben. Bereits 1806 wurden dem nach Königsberg reisenden König Friedrich Wilhelm III. als erste Hilfe 30 000 Taler von den Mennoniten als Geschenk zur Verfügung gestellt. 1810 steuerten sie freiwillig 10 000 Taler zu den Preußen auferlegten Kriegskontributionen bei. —

Als 1813 der Aufruf „An mein Volk“ erging, war auch in den Mennoniten die Liebe groß für die geknechtete Heimat. Aber an erster Stelle stand die religiöse Pflicht, die den persönlichen Waffendienst verbot. — Deshalb mußten sie zur Aufstellung der Landwehr 500 Pferde und 25 000 Taler beisteuern. Als freiwillige Gabe fügten sie 60 000 Gulden und 6000 Ellen Leinwand hinzu. — Versuche, sie zum aktiven Militärdienst zu veranlassen, scheiterten an ihrer Festigkeit, der sie folgendermaßen Ausdruck verliehen: „So wir auch geneigt sind, für die Erhaltung des Staates, der uns schützt und duldet, alles beizutragen, was möglich ist, so ist doch für uns auf keine Art möglich, irgendeinen Anteil am Militärdienst zu nehmen, solange wir Mennoniten sein und bleiben wollen...“²⁷⁾.

Dementsprechend verfahren die Gemeinden auch, als trotzdem einige junge Mitglieder zu den Fahnen eilten und mit den Freiheitskämpfern ins Feld zogen. Eine Wiederaufnahme wurde trotz gelegentlichen behördlichen Druckes abgelehnt. — Bei der Bildung des Landsturms und dann bei Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht im September 1814 wurden erneut Versuche unternommen, die Mennoniten wenigstens jetzt zum Waffendienst zu veranlassen. Auch dieses Ansinnen wurde abgelehnt. Man zahlte dafür pro Hufe eine gewisse Abgabe für die Landsturmkasse.

Entscheidend für ihre Stellung zur Umwelt, aber auch für ihr Eigenleben als Gemeinschaft wurde das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 9. November 1867, welches die bisherige Befreiung der Mennoniten von der Wehrpflicht aufhob. — Eine Kabinettsordre vom 3. März milderte das Gesetz insofern, als die Mennoniten, soweit sie nicht selbst Waffendienst tun wollten, als Krankenwärter, Schreiber, Trainsfahrer ihrer Militärpflicht genügen durften. Sie wurden von der eigentlichen Eidesleistung entbunden und mit Handschlag verpflichtet.

Jeder einzelne stand vor einer Entscheidung. Eine große Anzahl Mennoniten konnte auch diese Art des Militärdienstes nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren. Unter ihnen befanden sich die Ältesten von Neu-

buden und Oberneßau. Diese wanderten mit einem Teil ihrer Gemeinden aus, hauptsächlich nach Kansas und Nebraska.

Für die Zurückbleibenden aber ergab sich durch die Aufhebung der Wehrfreiheit auch eine Aufhebung der bisherigen Einschränkungen z. B. im Grundstückserwerb. Mit den Augen der Umwelt gesehen, wurden die Mennoniten bessere Staatsbürger. Sie wurden dabei aber gezwungen, einen der beiden fundamentalen Glaubensgrundsätze, der sie bisher von den übrigen Staatsbürgern abge sondert hatte, aufzugeben. Ihre Absonderung von der Welt, ihre Eigenständigkeit als Mennoniten wurde zu einem Teil beseitigt. Bis zum ersten Weltkriege, solange der Waffendienst noch nicht praktisch ausgeübt worden war, blieb dieses Anderssein, das typisch Mennonitische, noch bestehen. Nahm zwar noch ein großer Teil der Mennoniten ohne Waffen als Sanitäter und Trainfahrer am ersten Weltkrieg teil, so brachte das gemeinsame Kriegserlebnis jetzt auch eine innerliche Angleichung an die übrige Bevölkerung. Mischeheiraten mit anderen Konfessionen wurden häufig.

In diesem Zustand traf der zweite Weltkrieg, der die endgültige Militärpflicht auch der Mennoniten sah, unsere Gemeinschaft. Die Flut des militanten Bolschewismus hat uns Existenz und Heimat genommen. Aber der Zusammenschluß der mennonitischen Familienkirche Westpreußens ist jetzt trotz der Zerstreuung, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich in der Glaubenslehre Menno's fester als noch vor einiger Zeit.

Als die Russen Anfang 1945 gegen das Weichseldelta vorstießen, in dem die große Mehrzahl der Mennoniten Westpreußens wohnte, da begann am 24. Januar, dem Tag des Ausbruchs, in endlosen Wagenreihen der Auszug der Mennoniten aus dem Werder, das ihnen vierhundert Jahre Heimat gewesen. Irgendeine Ordnung gab es bei diesem Treck nicht. Einem Teil gelang es, über die Oder zu kommen, bevor die Russen den Kessel von Danzig schlossen. Die anderen aber mußten letzten Endes, um nur das nackte Leben zu retten, den Weg über See wählen, der sie dann meistens nach Dänemark brachte, während diejenigen, die zurückblieben, daheim Furchtbares durchmachen mußten.

Die ostdeutschen Mennoniten wurden auf der Flucht weit verstreut. Etwa 1800 wurden in den Lagern in Dänemark festgestellt²⁸⁾, wo die Ältesten Bruno Ewert-Heubuden und Bruno Enß-Orlosserfelde die geistliche Betreuung und Sammlung übernahmen. Schon im September 1945 traf der Beauftragte des MCC, C. F. Klassen, in Dänemark ein. Von da ab übernahm das Hilfswerk der amerikanischen Brüder die Betreuung der Mennoniten auch in Dänemark, von denen rund 700 am 7. Oktober 1948 nach Uruguay auswanderten. —

In Deutschland übernahm Gustav Reimer-Heubuden als Sekretär der Konferenz der ehemaligen ost- und westpreussischen Gemeinden

die Sammlung der weit verstreuten Gemeindeglieder. Er hat keine Mühe gescheut, um der Gesamtheit der westpreußischen Mennoniten eine Ansiedlung in klimatisch und wirtschaftlich günstigen Gebieten Südamerikas zu sichern.

Von westpreußischen Mennoniten wohnten im April 1948 rund 5500 in der britischen Zone Deutschlands, davon allein 2700 in Schleswig-Holstein und dem weiteren Umkreis von Hamburg, in der amerikanischen und französischen Zone weitere 1000. Die Zahlen für die Ostzone sind nicht bekannt. —

Die vielen Liebestaten, die Hilfe, die wir Flüchtlinge von unseren deutschen Glaubensbrüdern erfahren durften und noch erfahren, sind ein Zeichen wahrer christlicher Bruderliebe. — Seit vier Jahren steht das MCC in Deutschland den über 20 000 russländischen und ostdeutschen Mennonitenflüchtlingen brüderlich zur Seite. Geistliche und leibliche Betreuung werden gegeben, die Möglichkeit zur bauerlichen Siedlung in Paraguay und Uruguay geboten. Ein wahrhaft großes Werk der Liebe im Namen unsers Herrn Jesus Christus.

¹⁾ Menn. Lex. II. 118 u. 712. ²⁾ ebenda.

³⁾ Schumacher: Niederl. Ansiedl. im Herzogtum Preußen zur Zeit Herzog Albrechts. Lpz. 1903 S. 154 ff. Vgl. auch Menn. Lex. I. S. 87 u. II. S. 24.

⁴⁾ Schumacher Ann. 240 — Menn. Lex. I. 594.

⁵⁾ Schumacher S. 45 u. 176 f. — van Sleet: Hist. de Doopsgez. te Deventer. S. 8 u. Vos: Kleine Bijdragen S. 136 ff. Beide in: Doopsgez. Bijdragen 54 Jg. 1917. Vgl. auch B. H. Unruh: Kolonisations Berührungen zwischen den Mennoniten und den Siedlern anderer Konfessionen im Weichselgebiet und in der Neumark, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, Heft 8, 1940.

⁶⁾ John Muhl: Danziger Bürgergeschlechter in ländl. Besitz. in: Zeitschrift des Westpr. Geschichtsvereins Jg. 1934 S. 90 ff. — Vgl. auch Penner: Ansiedlungen mennon. Niederländer im Weichselmündungsgebiet. S. 43 f.

⁷⁾ Penner a. a. O. 12 ff. u. S. 67 ff.

⁸⁾ Damals richtete Ambrosius Vermöllen jene Branntweinbrennerei ein, deren „Goldwässer“ und anderen würzigen Liköre den „Danziger Lachs“ zu einem Sorgenbrecher in aller Welt machten. Nicht umsonst versucht in Kleists „Zerbrochenem Krug“ der Dorfschlichter den revidierenden Vorgesetzten durch ein „Gläschen Danziger“ gnädig zu stimmen. — Bei rauheren Kehlen erfreute sich „Stobbes Nachandel“, der Wacholder Schnaps aus der mennonitischen Brennerei in Tiegenhof, großer Beliebtheit.

⁹⁾ Vos a. a. O.

¹⁰⁾ Corn. Krahn: Menno Simons in Deutschland. In: Mennon. Geschichtsbl. 1936 S. 14.

¹¹⁾ Karel van Ghendt S. 30 f. in: Bd. VII der Bibliotheca Reformatoria Neerlandica. — Vgl. auch über Dirk Philipps Aufenthalt in Danzig Menn. Lex. II. S. 179 u. III. S. 227.

¹²⁾ Mensons Tegenbericht in: Biblioth. Ref. Neerl. teilt dies mit.

¹³⁾ Menn. Lex. II. S. 265. — Über die Frage oberdeutscher Täufer im Weichsel-land vgl. auch Reischwitz Frh. v. und Wadzke: Beiträge zur Kenntnis der Mennoniten-gem. in Europa und Amerika. Berlin 1821 Bd. I S. 25 und Behalm — Schwarz-bach: Hohenzollernsche Kolonisation 1874 S. 419.

¹⁴⁾ Penner a. a. O. S. 17 f.

¹⁵⁾ Mennon. Geschichtsblätter August 1939 S. 56.

¹⁶⁾ Ernst Regehr: Geschichtstabelle der Gemeinde Rosenort. In: Menn. Blätter 1937 S. 3 ff.

¹⁷⁾ John Muhl a. a. O. — Van Gehema wurde 1640 Danziger Bürger. — Seine Tochter Catharina heiratete vor 1646 den menn. Kaufmann Abrah. de Veer aus Danzig. (John Howard de Veer: Die Familie de Veer in Deutschland. In: Mitt. des Sippen-verbandes. Kauenhomen. 5. Jg. Heft 3 S. 82.)

¹⁸⁾ Penner S. 22 f.

¹⁹⁾ Randt: Die Mennoniten in Ostpreußen und Litauen bis zum Jahre 1772. Königsberger Diss. 1912. — Behalm-Schwarzbach a. a. O. S. 167 ff. — Vgl. hierzu auch Art. „Litauen“ in Menn. Lex. von Horst Quitting.

²⁰⁾ A. Driedger: Gesch. d. Menn. Gem. Heubuden. In: Menn. Blätter 1939.

²¹⁾ Bernh. Schmid: Der Ordenshof Kalthof. In: Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. Jg. 35 S. 61 ff. — M. Töppen: Topographisch-stat. Mitt. über die Domänenwerke des Deutschen Ordens. S. 476 ff. in: Altpreußische Monatschrift VII. Bd. 1870.

²²⁾ Driedger a. a. O. S. 42 f.

²³⁾ Herbert Wiebe: Das Siedlungswerk niederl. Mennoniten im Weichseltal zwischen Fordon und Weissenberg bis zum Ausgang des 18. Jh. Unveröffentl. Diss. 1942.

²⁴⁾ Aus E. Händiges: Beiträge zur Geschichte der Mennonitengemeinde Elbing-Ellerwald. In: Beiträge zur Geschichte der Mennoniten. S. 38 Schriftenreihe des Menn. Geschichtsvereins. Nr. I 1938.

²⁵⁾ Schon 1615 schreibt Karl van Ghendt a. a. O. S. 19: Man reist, um zu heiraten „van Dantzick tot Nederland, ende van daer weder tot Dantzick“.

²⁶⁾ Wiebe a. a. O. Driedger a. a. O.

²⁷⁾ Max Schön: Das Mennonitentum in Westpreußen. Berlin 1886 S. 56 ff.

²⁸⁾ Aus der „Mennonit“ I. Jg. 1948 S. 31 f.

Zur neuesten Literatur über die christliche Taufe

Benjamin H. Unruh

Die neuere Literatur zur Tauffrage muß auch unser mennonitisches Interesse stark in Anspruch nehmen, weshalb deren allgemeinere Würdigung hier folgen möge. Eine nähere Stellungnahme behalte ich mir vor.

Charakteristisch für die unten registrierte und leicht zu ergänzende Tauffliteratur, in der vor allem die Beiträge der Basler Universitäts-lehrer Karl Barth und Oskar Cullmann hervorragten, ist zweierlei:

1. Eine tiefgründige und mit dem taufgesinnten Erkenntnisgut sich weitgehend deckende biblisch-theologische Wesensbestimmung sowie Begründung der urchristlichen Taufe.

2. Eine Gegensätzlichkeit unter den Autoren in bezug auf die Frage der christlichen Taufordnung und Taufpraxis.

Zum Wesen der christlichen Taufe führte K. Barth in seinem Vortrag vor Theologiestudenten am 7. Mai 1943 in Gwatt am Thunersee (Kanton Bern) aus:

„Die christliche Taufe ist in ihrem Wesen das Abbild der Erneuerung des Menschen durch seine in der Kraft des Heiligen Geistes sich vollziehende Teilnahme an Jesu Christi Tod und Auferstehung, und damit das Abbild seiner Zuordnung zu ihm, zu dem in ihm beschlossenen und verwirklichten Gnadenbund und zur Gemeinschaft seiner Kirche.“

Es sei unterstrichen, daß die weiteren vier Thesen des Basler Systematikers über die Kraft, den Sinn und die Wirkung der Taufe eine weitgehende Erkenntnis-einheit bezüglich des Wesentlichsten der Tauflehre innerhalb der heutigen reformatorischen Christenheit einschließlich ihres taufgesinnten Flügels wohlthuend offenbaren, was Zukunft hat. Die erwähnte Gegensätzlichkeit betrifft die Frage der Säuglings- und Kindertaufe. Aber diese uralte Gegensätzlichkeit — das sollte nicht übersehen werden — erfährt durch jene erwähnte Neuorientierung der Tauflehre am Evangelium, an Person und Werk, an Tod und Auferstehung Jesu Christi eine bestimmte Entlastung und Wandlung, die wegweisend sein kann und versöhnlich wirkt. Der Züricher Pfarrer Hermann Großmann, beispielsweise, weist der Erwachsenentaufe durchaus „ihren legitimen Platz in der Gemeinde“ zu:

„... hier ist die sachgemäße Reihenfolge: Verkündigung — Glaube — Taufe, und solche Taufe ist in der Zusicherung Christi, daß der Täufling ein Glied an seinem Leibe ist, zugleich verantwortliches Bekenntnis des Täuflings, daß er ein solches Glied sein will.“ (S. 6.)

Dem Kreis um Konrad Grebel 1525 gegenüber mit dieser Sachlichkeit vertreten, hätte ein solcher Satz dem damaligen Gespräch ein höheres Niveau und vielleicht auch einigen Erfolg gesichert.

Unüberhörbar ist auch, daß H. Großmann nicht daran denkt, irgendeiner magisch-zauberhaften Kraft des Taufwassers oder der Taufformel die Wirkung der Taufe zuzuschreiben, sondern „der Verheißung einerseits ... und dem Glauben andererseits.“

Überhaupt kann die offenbarungsrealistische Substanz in den vorliegenden Studien nur dankbar anerkannt werden. Mit einer bloß polemischen Behandlung der abweichenden Standpunkte, die leicht den ökumenischen Geist der brüderlichen Achtung, Ehrfurcht und Aufgeschlossenheit verletzt, ist der Sache des Reiches Gottes gerade auch in der heutigen Weltöffentlichkeit wenig gedient. Auf jeden Fall ist es sehr zu begrüßen, daß das noch längst nicht verführte Taufthema mit seinen starken Spannungen heute außerhalb der Mauern der taufgesinnten

Freikirchen zum Austrag kommt. Das sichert dem Protestantismus eine allgemeine und vertieftere Selbstbesinnung, indem es ihn auch in der Überzeugung bestärkt, daß er vom Herrn der Kirche neu angesprochen und aufgerufen ist.

Wir konzentrieren uns bei dieser mehr referierenden Besprechung der neuesten Taufliteratur an Hand der Schriften von Barth, Cullmann, Großmann, Joachim Jeremias auf die aktuelle Tatsache, von der Großmann spricht (S. 3):

„Die kirchliche Ordnung der Kindertaufe wird heute von führenden Lehrern unserer Kirche angefochten. Es geschieht das zwar nicht mit neuen Gründen, aber in neuer Grundsätzlichkeit und Dringlichkeit, so daß einer Neubestimmung innerhalb der Kirche nicht ausgewichen werden kann.“

Die bibliographischen Hinweise sind von uns, um eine bessere Übersicht über den Entwicklungsgang der Kritik und deren Abwehr in der Frage der Unmündigentaufe zu ermöglichen, chronologisch geordnet. Im übrigen verweisen wir auf Großmann und Jeremias, die die tieferen Gründe, aus denen die Ablehnung der Frühtaufe von Tertullian bis Karl Barth erfolgt ist, aufdecken.

Großmann nennt zwei Gründe: Das kleine Kind braucht die Taufe noch gar nicht. Das Kind kann infolge seiner Unbewußtheit noch nicht glauben.

Das erste Argument findet sich bei unseren taufgesinnten Vätern nicht. Tertullian erhob gegen die Kinder- und Säuglingstaufe Einspruch, weil die Kinder sich im Stande der Unschuld befänden, und weil die Vergebung sich nur auf die Sünden vor der Taufe beziehe. „Was eilt die unschuldige Jugend zur Vergebung der Sünde?“ fragt er besorgt.

Leonhardt hat neu an Tertullian angeknüpft und dessen Urteilsbegründung für die Ablehnung der Säuglingstaufe erweitert. Kinder eines christlichen Vaters und einer christlichen Mutter seien nach 1. Kor. 7 „heilig“ und hätten als Adlige nicht nötig, besonders geadelt zu werden.

Die Gegengründe Großmanns gegen den Standpunkt Tertullians sind auch im Sinne der Taufgesinnten und Mennoniten stichhaltig. Insbesondere ist die Vorstellung vom sündlosen Kindestum, die Origines mit Berufung auf Hiob 14, 15 abgelehnt hat, zu pelagianisch und die Deutung der Sündenvergebung zu juristisch.

Mit Nachdruck haben die Täuferlehrer den zweiten Grund gegen die Unmündigentaufe ins Feld geführt. Sie legten mit Tertullian und mit Karl Barth den Nachdruck auf die Selbstverantwortung und Selbstbereitschaft derer, die „zur Taufe nicht bloß gebracht werden, sondern kommen“.

Unter dem Gewicht der Gründe für eine „verantwortliche“ Taufe hat man, wie Gregor von Nazianz und H. Windisch zwischen Säuglings- und Kindertaufe unterschieden und einen Aufschub der Taufe bis zum dritten, siebenten Lebensjahr und weiter empfohlen. Ein dreijähriges Kind könne bereits Eindrücke empfangen und ein siebenjähriges zwischen Gutem und Bösem unterscheiden.

Als viel durchschlagender muß die Forderung gelten, an die Stelle der Säuglingstaufe eine öffentliche Einsegnung und an die Stelle der Konfirmation mit ihrem vorangehenden Unterricht die Taufe — ebenfalls nach einem vorangegangenen Unterricht — treten zu lassen. Dieser Vorschlag von Barth berührt sich am meisten mit der urtäuferischen Konzeption. Während bei den protestantischen Schwesterkirchen Taufe und Konfirmation — diese als Selbstverpflichtung und Selbstbereitschaft im Gehorsam des Glaubens verstanden — auseinanderfallen, gehören sie bei dem Täufer-Mennonitentum, wie von dem Basler Dogmatiker vorgeschlagen, zusammen. Das tiefste Anliegen ist bei der taufgesinnten Spätttaufe die Rechtfertigung durch Gnade und Glaube sowie die Heiligung als „Glaube, der in der Liebe tätig ist“.

Das zusammenfassende Votum Barths möge hier wörtlich angeführt werden (S. 40):

„Das ist es, was von der Ordnung der Taufe im Blick auf den Täufling zu sagen ist: Sie ruft nach Wiederherstellung. Was sie verlangt, ist sehr schlicht: an Stelle der jetzigen Kindertaufe eine auf Seiten des Täuflings verantwortliche Taufe. Er muß, wenn es mit rechten Dingen zugehen soll, aus einem passiven Objekt der Taufe wieder der freie, d. h. frei sich entscheidende und frei bekennende, der seinerseits seine Willigkeit und Bereitschaft bezeugende Partner Jesu Christi werden.“

Hier setzt H. Großmann mit seinem „Nein“ ein, wie mit schwerem theologischen Geschütz auch O. Cullmann.

Das Thema „Neues Testament und Kindertaufe“ hat schon aus dem Grunde unser ganzes Interesse, weil bekanntlich an dieser Frage im 16. Jahrhundert die Einheit der Reformbewegung — wie übrigens auch an den Abendmahlsstreitigkeiten — zerschellt ist.

Karl Barth hält es für eine dringliche Forderung, daß die Ordnung und Praxis der Taufe „zum Gegenstand ernstlicher theologischer Besinnung zu machen ist.“

„Die Kirche aller Konfessionen leidet schon genug darunter, daß sie die Taufe zwar hat, doch infolge der Verwilderung ihrer Ordnung nur so hat, wie sie sie hat. Und darum ist die Überlegung wirklich angebracht, ob sie sie bei besserer Ordnung und Praxis nicht ganz anders

haben könnte. Die ganze zutage liegende und oft genug beklagte Misere der Kirche könnte auch damit zusammenhängen, daß sie dieser Ordnungsfrage doch wohl noch allzu wenig Überlegung und Entscheidungswilligkeit zugewendet hat. Und alle Versuche, dieser Misere abzuhelpen, könnten auch darum zur Ohnmacht verurteilt sein, weil man in dieser Sache nicht ganz anders Belehrung zu suchen und darum auch anzunehmen willig ist."

Bei der Taufe gehe es um die Verantwortung der Kirche selbst, die immer mehr Kirche werden solle. Zur Ordnung der Taufe gehöre aber auch die verantwortliche Willigkeit und Bereitschaft des Täuflings, die Zusage der auch ihm zugewendeten Gnade zu empfangen und die Inpflichtnahme für den auch von ihm geforderten Dienst der Dankbarkeit sich gefallen zu lassen." Taufe ohne verantwortliche Willigkeit und Bereitschaft des Täuflings sei „verdunkelte Taufe". Sie sei eine Wunde am Leibe der Kirche. Die heute geltende Tauflehre aller großen christlichen Konfessionen habe „nicht nur eine Lücke, sondern ein Loch"; deren Taufpraxis sei willkürlich. Der Täufling dürfe nicht nur ein „Behandelter" sein. Die Taufe sei nach dem Neuen Testament eine Antwort auf eine Frage des zum Glauben gekommenen Menschen: Jesus Christus sei auch für ihn gestorben und auferstanden.

Mit der Begründung der Unmündigentaufe aus dem Neuen Testament sei es „mehr als schwach bestellt". Die Verwirrung in dieser Frage sei hoffnungslos.

Die fast stürmischen Darlegungen aus des hervorragenden Dogmatikers Feder drängen zu der Frage: Was ist zu tun? — Die Wiedertaufe lehnt Barth ab. Die Gefahren einer Umstellung (ungute Bekehrungstreiberei, Skrupulantentum, falsche Heiligkeitssillusionen, Entstehung pharisaischer Kerngemeinden" u. dgl.) könnten durch einen „guten Taufunterricht" gebannt werden. Was Barth hier weiter sagt, ist außerordentlich beherzigenswert. Ohne alle Gefeschlichkeit müsse es möglich sein, daß die Kirche sich „des freien Entschlusses und Bekenntnisses der von ihr zu Taufenden versicherte, so daß die Getauften sich ihrer Taufe für immer als eines Ereignisses erinnern könnten, an dem sie in eigener Person handelnd beteiligt waren, bei dessen Konsequenzen sie sich selbst behaften dürfen und müssen, bei denen sie von der Kirche und von jedermann vor aller Welt zu behaften sind."

Überaus eindrucksvoll ist, daß nach Barth die Lehre von der freien, zuvorkommenden Gnade sich gerade auch an der freien Verantwortlichkeitstaufe veranschaulichen lasse, wenn vielleicht auch „nicht so drastisch!"

Barth hat recht! Alle Gnade Gottes ist ja zuvorkommende Gnade. Es gibt keine andere als solche. Und der zum Bewußtsein erweckte Glaube ist auch nicht eine Leistung, sondern ein Geschenk, Gnade, Offenbarung. — Paulus bezeugt, es habe Gott gefallen, seinen Sohn in ihm zu offenbaren (Gal. 1, 15 f.).

Die Verteidigung der Kindertaufe gehe wohl auf die Sorge um die Volkskirche als Staatskirche zurück, was Cullmann bestreitet, der die schwebende Tauffrage nicht mit der ekklesiologischen (= der Kirchenfrage) vermengt wissen möchte, weshalb er sie beiseite lassen wolle. Die Tauffrage, die Taufordnung und Taufpraxis ist für den Aufbau der Gemeinde, der Kirche aber im weitgehendsten Sinn bestimmend. Darüber weiter unten ein Wort! Karl Barth vertritt einen dynamischen Kirchenbegriff, keinen statischen und auch keinen separatistischen. Es gelte für die Kirche nicht Kirche des Volkes, sondern für das Volk zu sein. Wir unsererseits haben schon vor Jahren eine kirchliche Lösung vorgeschlagen: die Kirche soll nicht einfach alles nivellieren (vermassen), sie soll sich nicht isolieren (bloße Weltflucht), sondern alle ihr geschenkten Gelegenheiten und Kräfte volksmissionarisch und völkermissionarisch und ökumenisch mobilisieren.

Was haben Barths Gesprächspartner ihm zu entgegen?

In der biblisch-theologischen Wesensbestimmung der Taufe sind sie einig. Das ist von großer Tragweite. Und von keiner geringeren Tragweite ist, daß diese Wesensdeutung der Christustaufe seitens maßgebender evangelischer Theologen mit der urtäuferischen zusammenfällt! Um so notwendiger ist es, den eigentlichen „Sitz“ der Gegensätzlichkeiten zwischen K. Barth und seinen Gesprächspartnern näher zu fixieren. Vielleicht trägt eine solche Klarstellung zur Lockerung der Spannungen und damit zum Besten der Gesamtkirche Christi etwas bei, unter allseitiger Wahrung der konfessionellen Selbsttreue und des ehrlichen biblisch-theologischen Gewissens.

Großmann hält die Kindertaufe mit dem Neuen Testament für vereinbar, weil sie in ihm nicht direkt verboten sei. Er und auch Cullmann wissen, daß im Neuen Testament nirgends ausdrücklich und unmißverständlich berichtet wird, es seien in der Urkirche Kinder getauft worden. Beide ziehen, wie auch Joachim Jeremias, zur weiteren historischen Klärung der aufgeworfenen Frage sicher nicht unberechtigt die Proselytentaufe heran, die K. Barth überhaupt nicht erwähnt, was auffallen muß. Wenn eine heidnische Familie zum Judentum übertrat, mußten alle männlichen Glieder beschnitten, sämtliche Familienglieder bis zum Säugling aber einer Reinigungstaufe unterworfen werden.

Es wurde das Familienhaupt bei dem Übertritt tatsächlich mit „seinem ganzen Haus“ getauft. Die Kinder, die schon nach dem Übertritt der Eltern geboren wurden, erhielten die Taufe nicht. Die Proselytentaufe war somit eine ausgesprochene Übertrittstaufe.

Die rein historischen Untersuchungen, ob die Juden und Heiden, die zum Christentum übertraten, ihre Kinder, Säuglinge und Kleinkinder, mitgetauft haben, sind heute sehr rege, schon deswegen, weil Irenäus, Tertullian, Origenes, Cyprian die Kindertaufe als allgemein geübte Sitte voraussetzen, und weil die Proselytentaufe ganz ohne Frage wie die Beschneidung an kleinen Kindern vollzogen worden ist. E. Stauffer hat in einem Aufsatz zur Kindertaufe im Urchristentum zwecks weiterer geschichtlicher Klärung der Frage, die nach K. Barths Veröffentlichung die Kirchen, wie das Literaturverzeichnis verrät, beunruhigt, einen neuen Weg der Beweisführung für die urchristliche Unmündigentaufe beschritten. Die neutestamentlichen Stellen, die von der Taufe ganzer „Häuser“ reden, rückt er ins Licht einer altbiblischen „Oikosformel“ („Hausformel“), die es im alltäglichen (profanen) und gottesdienstlichen (ritualen) Sprachgebrauch gegeben habe, und die aus der alttestamentlichen Ritualsprache, insbesondere aus der Beschneidungsterminologie, ins Neue Testament übernommen und in die Formsprache der urchristlichen Taufpraxis eingeführt worden sei. Die beiderseitige Ritualformel schließe die „Kleinkinder mit ein“.

Karl Barth spricht von all diesen Beweisführungen unter dem starken Eindruck von der neutestamentlichen Bekenntnis- und Glaubentaufe als von einem sehr „dünnen Faden“.

Was feststeht ist, daß die Johannestaufe an die Proselytentaufe angeknüpft hat und die Christustaufe in bezug auf den äußeren Taufakt an die Johannestaufe. So hat die christliche Taufe die Johannestaufe und durch sie die Proselytentaufe als Vorläuferin. Die christliche Taufe ist, wie die Johannestaufe, auch Taufe „zur Vergebung der Sünden“. Doch ist die Christustaufe als eine solche „auf den Namen Jesu“ etwas total Neues. Sie ist individuelle Teilnahme an Christi Tod und Auferstehung, die das zeitliche Zentrum der Heilsgeschichte darstellen und so auch das Zentrum der christlichen Taufe und ihrer Geschichte. Die individuelle Teilnahme an Christi Tod und Auferstehung ist erst nach dem Tode, der Auferstehung und der Erhöhung Christi möglich. Pfingsten ist für die weitere heilsgeschichtliche Entfaltung der entscheidende Wendepunkt. Weil hier die Kirche als der Ort des Heiligen Geistes konstituiert wird, als Leib des Gekreuzigten und Auferstandenen. Christus, der Geistempfänger bei seiner eigenen Taufe, ist durch seine Bewährung der Geistspender geworden. Das Neue an der Christustaufe ist darum die Verleihung des

Heiligen Geistes. Eine Rückkehr zur Johannestaufe war nicht mehr möglich (Apg. 19). Doch hob die Geistestaufe die Wassertaufe, das Abbild der Sündenvergebung, auch nicht einfach auf, sondern verband Sündenvergebung und Geistesmitteilung (Apg. 2, 38; Joh. 3, 3—5). In der Urgemeinde kam zum äußeren Akt des Taufvollzugs noch ein besonderer Akt hinzu: die Handauslegung, als Symbol der Geistesmitteilung.

Cullmanns theologische Wesensdeutung der urchristlichen Taufe erhält ihre besondere Tiefe durch seine Deutung der Taufe Jesu, der er sich selber unterzog. Die Himmelsstimme (nach Jes. 42, 1) proklamierte ihn als leidenden Gottesknecht. Alle, die Johannes taufte, empfingen die Taufe, die Tod bedeutet, für ihre eigenen Sünden, Jesus für die des ganzen Volkes. Jesus wurde im Hinblick auf seinen Tod getauft, der die Vergebung der Sünden für alle Menschen bewirkte (s. B. H. Urruh in „Botschaft und Nachfolge“). Die Bluttaufe Jesu ist die Erfüllung seiner Wassertaufe. Die Ausführungen Cullmanns über die „Generaltaufe“ Jesu am Kreuz sind einzigartig und großartig. Sie sind ein hervorragender Beitrag zur Frage der Heilsbedeutung des Kreuzestodes des Herrn, der starb, als wir noch „Feinde“ waren.

Aber doch auch nach Cullmann besteht das Besondere des Taufakts der Urgemeinde in dessen Beziehung „auf den Einzelnen“ (S. 18). Es gelte nun, „diese Beziehung näher zu bestimmen“.

Und an diesem Punkt bricht jene Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Basler Theologen auf — m. E. als ein gewisses Mißverständnis.

K. Barth erkennt in der Taufe (S. 16 ff.) bedingungslos richtig ein „Element der Verkündigung“, ein Angebot und ein Aufgebot, eine „Zusage“, der auch ihm, dem Täufling, zugewendeten Gnade, seine Inpflichtnahme für den auch von ihm geforderten Dienst der Dankbarkeit. Cullmann will unter keinen Umständen — und ganz mit Recht — in dem „Glauben“ eine Leistung sehen. (Das ist ja aber gerade auch Barths Auffassung! Er denkt nicht daran, in dem Glauben die „prima causa“ (die erste Ursache) des Heils zu sehen. Gerade Barth hat es uns schon jahrzehntelang eindringlich bezeugt, daß es einen Weg vom Menschen zu Gott nur gibt, weil Gott in dem Christus den Weg von sich zum Menschen hin gefunden hat und geht. In der Taufe legt der Christus Beschlagnahme auf den Täufling, sie ist eine Demonstrierung dieses Tatbestandes, aber doch auch des andern, daß der Täufling zur Taufe kommt, um öffentlich kundzutun, daß dieser Jesus Christus Herr über ihn sein solle. Und das sollte — fragen wir — eine Mißachtung der zuvorkommenden Gnade Gottes, die immer eine solche ist, sein?

Cullmann seinerseits hat so ergreifend von der Wasser- und Blut-
taufe Jesu gesprochen, daß es schade wäre, wenn beide Zeugnisse
durch Begriffspaltereien zum Schaden der Sache „zerlegt“ würden. Wir
haben es mit dem „Wort“ zu tun, der Botschaft Jesu Christi und von
Jesus Christus, und wir sollten aus der Dogmengeschichte es gelernt
haben, wie ungut es ist, die schlichte Botschaft des Evangeliums in sakra-
mentalenen Nebel einzuhüllen. Die Sühnetat Christi (Sühne ist die Wie-
derherstellung einer gestörten Ordnung) ist ganz gewiß ohne und gegen
den Willen der Menschen, dieser Rebellen, Räuber und Mörder voll-
bracht, aber doch zwecks Erzielung einer Heimkehr des Sünders und
der Schöpfung. Das Christusereignis zwingt nicht, es bezwingt. Die
urchristliche Taufe war in einer apokalyptischen Zeitenwende ein Be-
kenntnis: Jesus Christus hat mich bezwungen, ich bin Christi, Christus
aber ist Gottes!

Die Beschneidung Abrahams, der ein „Vater des Glaubens“ ge-
nannt ist, war ein dramatisches Ereignis. Wenn nun sein Sohn schon
mit acht Tagen unter das Bundeszeichen gestellt wird, so wurde das Ge-
schehen der Beschneidung irgendwie entdramatisiert, seines drastischen
Charakters mehr entkleidet, aber die Propheten, vor allem Paulus, haben
Tag um Tag, Stunde um Stunde der Ursinn der Beschneidung ins
Licht gerückt, gerade im Blick auf „den Einzelnen im Bundesvolk“.

Der freiwilligen Glaubens-, Bekenntnis- und
Verpflichtungstaufe kommt in der Geschichte der
Christenheit unter allen Umständen das Erst-
geburtsrecht zu, wie ja auch jener freiwilligen Glau-
bens- und Verpflichtungsbeschneidung im Alten
Bund.

Daß der Glaube — der ganz persönliche Glaube — für einen Pau-
lus mehr war als das Symbol in Beschneidung und Taufe, hat er
unmißverständlich bezeugt. Man hat ihn darum verlästert, er ist aber
hiervon „nicht einen Schritt“ gewichen. Und doch ist er den Juden ein
Jude geworden, indem er den Halbsjuden Timotheus beschneiden ließ,
und den Griechen ein Grieche, als er die Beschneidung des Titus strikte
ablehnte.

Ist der große Völkerlehrer mit der Beschneidungsfrage im all-
christlichen Rahmen (1. Kor. 1, 2: „an ihrem und unseren Ort“) in wahr-
haft evangelischem Geist ohne Schädigung des Evangeliums missiona-
risch und seelsorgerlich zushick gekommen, so mußte es auch heute
einen Weg geben, daß die gläubige Christenheit an der
Taufsafrage nicht ihre Einheit einbüßt, weil nicht die Taufe,
sondern der Herr selbst ihre erste und letzte Sinnmitte ist. Jenen argen

Verlust der Einheit in Christo zu verhindern, der — viel gescholten — keine schlechte Sache vertritt.

Die der reformatorischen Christenheit in all ihren Abzweigungen neu geschenkten und von den erwähnten evangelischen Theologen so ergreifend vertretene biblisch-theologische Wesensbestimmung und Begründung der christlichen Taufe weist einen von K. Barth bereits kurz skizzierten Weg zur Reaktivierung des Gemeinde- und Kirchenlebens.

Von der endgültigen Verneinung oder Bejahung der rein historischen Frage, ob die Urkirche Säuglinge und Kleinkinder getauft hat, bleibt das Wesen der Christustaufe, wie es oben bestimmt worden ist, eigentlich unabhängig. — Wir stellen dasselbe, von Propheten und Aposteln belehrt, selbst für die Beschneidung fest.

Noch mehr als das Alte Testament drängt das Neue Testament auf die volle Aktualisierung der heilsgeschichtlichen Urideen. Der Apostel Paulus orientiert alles an Christus und an dem „Mannesalter in Christo“. Am Leib Christi, dem edelsten Organismus den es gibt, werden durch das schöpferische Walten des Christusgeistes die Glieder und deren Funktionen immer mehr differenziert, damit sie zum gesteigertsten Einsatz gebracht werden können (1. Kor. 11).

Sollte das nicht auch für die Taufordnung und Taufpraxis gelten? Die Taufe zielt, wie wir gesehen haben, in erster Linie auf „den Einzelnen“, auf dessen Inpflichtnahme durch Angebot und Aufgebot ab. Durch eine öffentliche Einsegnung (noch nicht Taufe) der Christenkinder und ihre nachfolgende „Erziehung auf Christus hin“ (Zucht und Unterricht) würden sie willig und zubereitet zur Vollgliedschaft in der bekennenden, missionierenden, dienenden, betenden und anbetenden Gemeinde, auf Grund der bewußten Bekenntnis- und Glaubentaufe.

Die taufgesinnten Kirchen müßten, weil gerade diese Schau die ihrige ist, immer mehr das werden, was sie im Sinne ihrer reformatorischen Gemeindeglieder sein wollen.

Die evangelischen Bruderkirchen hätten, wenn sie an der Säuglingstaufe nach wie vor festhalten wollten, nach der volleren Aktualisierung ihrer Konfirmationsidee, die der entwickelten Taufidee wesensverwandt ist, zu streben. Auf beiden Wegen käme es zu lebendigen Missionsgemeinden, die durch eine wahrhaft missionarische, seelsorgerliche, erzieherische Wahrnehmung ihres Kernes und ihres Gemeinderandes dauernd ihre eigenen Vorläuferinnen wären. In Israel wurde der zwölfjährige Knabe „Sohn des Gesetzes“ (Luk. 2, 41), der in seiner Vollgliedschaft im Bundesvolk der Vorschrift 5. Mose 16, 16 nach-

zukommen hatte. Die verantwortliche Vollgliedschaft in der Christengemeinde bedeutet bewußte Glaubens-, Bekenntnis-, Gebets-, Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft. Durch diese Konzentration innerhalb des kirchlichen Körpers wird die Kirche, um ein Wort Jesu hier heranzuziehen, „eine Henne, die immerfort ihre Küchlein versammelt, hütet und pflegt.“

Das Minimalprogramm für eine neue reformatorische Kirchenerneuerung wäre somit

- a) eine verantwortliche, freiwillige Taufe im Sinne Menno Simonis (unser Ideal);
- b) eine verantwortliche freiwillige Konfirmation im Sinne etwa Speners (das Ideal der ernstesten evang. Kreise).

Die Zeiten einer magischen Auffassung der Kindertaufe sind vorüber (Johannes der Täufer hat nach Matth. 3 usw. die magische Interpretierung auch der Beschneidung schroff abgelehnt). Alle rechten Taufgesinnten sehnen sich nach einer „erfüllten“ Taufe, alle rechten Evangelischen nach einer erfüllten Konfirmation. Wir sind da miteinander auf dem Wege. Es will scheinen, als wäre ein echtes Konzil in der Tauffrage, ähnlich dem Apostelkonzil in der Beschneidungsfrage, in absehbarer Zeit keine *Fata Morgana* mehr!

Literatur:

- 1926: G. Polster, Der kleine Talmudtraktat über die Proselyten, in: *Angelos* 2 (1926, S. 1—38).
- 1927: Joachim Jeremias, Rigasche Rundschau vom 10. 3. 27, S. 9 (gegen Dr. Gerdtsell).
- 1928: J. Leipoldt, Die urchristliche Taufe im Lichte der Religionsgeschichte, Anhang S. 73—78, Leipzig 1928.
A. Depke, Zur Frage nach dem Ursprung der Kindertaufe, in: *Festschrift Ihmels*, herausg. von R. Felke, Leipzig 1928, S. 84—100.
- 1928: H. Windisch, Zum Problem der Kindertaufe im Urchristentum in *NTW* 28 (1929), S. 118—142.
- 1933: A. Depke, Theologisches Wörterbuch zum N. T. I (1933), S. 541.
- 1938: J. Jeremias: Hat die älteste Kirche die Kindertaufe geübt? Göttingen 1938.
- 1943: K. Barth, Die kirchliche Lehre von der Taufe (Theol. Studien H. 14). Zollikon-Zürich 1943.
- 1944: O. Cullmann, Urchristentum und Gottesdienst (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments, Nr. 3), Basel 1944.
H. Großmann, Ein Ja zur Kindertaufe (Kirchliche Zeitfragen H. 13). Zürich 1944.
Fr. J. Leenhardt, Le baptême chrétien, son origin, sa signification (Cahiers theologiques de l'Actualité protestante, Nr. 4), Neuchâtel 1944.

- 1947: G. C. Verhouwer, Karl Barth en de Kinderdoop, Kampen 1947.
 H. Schlier, Zur kirchlichen Lehre.
- 1948: E. Stauffer, Die Theologie des N. T. 1941, berichtigt 1948, 4—5, S. 140 f.
 D. Cullmann, Die Tauflehre des N. T. Erwachsenen und Kindertaufe (Abhandlungen zur Theologie des N. und N. T. Heft 12) Zürich 1948.
- 1949: J. Leopoldt, Zur Kindertaufe, in: THLZ 74 S. 17—20, 34—38. (1949)
 E. Stauffer, Zur Kindertaufe in der Urkirche in: Deutsches Pfarrblatt 49 (1949) S. 152—154.
 J. Jeremias, Proselytentaufe und N. T. in: Theol. Zeitschriften 5 (1949).
 (S. die Literaturverzeichnisse bei J. Jeremias 1938 und 1949, Depke (1928 und 1933), K. Barth (1943), D. Cullmann (1944 und 1948), E. Stauffer (1948 und 1949). —

Der Beitrag des Mennonitentums zur Lösung der sozialen Frage

Otto Schowalter

Unter „Mennonitentum“ verstehen wir jenen Zweig der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts, der sowohl in der Schweiz wie gleichzeitig in den Niederlanden seinen Ausgang nahm und seit Troeltsch allgemein als vierter Reformationstypus bezeichnet wird. Seine Grundlinien sind gekennzeichnet mit dem Durchsetzen des sog. Gemeindegedankens, also dem Ernstmachen mit dem biblischen Gemeindegemeinschaftsbegriff als einer lebendigen, mündigen, brüderlichen Gliedschaft. Auf die Darstellung der christlichen Gemeinde, im Unterschied und Gegensatz sowohl zu den staatlichen Gebilden, wie den volks- und landeskirchlichen in ihrem summarischen Verfahren konzentriert sich die ganze Schlagkraft der täuferisch-mennonitischen Gedankenwelt. Von da aus ist sowohl die Glaubentaufe wie die sog. Meidung, d. h. Ablehnung obrigkeitlicher Ämter in den ersten Jahrhunderten zu begreifen.

Vom Gemeindegedanken aus ist auch die täuferische Ethik und Caritas zu verstehen und schließlich auch die Herausbildung einer eigenen Sitte und eines genuin mennonitischen Brauchtums und einer Wirtschaftsethik. Als das Geburtsjahr der täuferischen Gemeinden gilt das Jahr 1525, da sich in Zürich die erste Gemeinde durch Vollzug der Glaubentaufe und des heiligen Abendmahls außerhalb der eigentlichen Kirche konstituierte. Sie hatte eine ganze Taufgesinnten-Bewegung zur Folge. Von Holland aus kam eine entsprechende Bewegung dazu. Nach dem Friesen Menno Simons, einem früheren katholischen Priester, der 1536 aus der katholischen Kirche ausgeschieden ist, nennt sich der deutsche und der amerikanische Zweig des Täufertums Mennoniten.

Von Anfang an hatte das Täufertum aber im Grunde genommen

zwei Komponenten. Die eine ist schon genannt: im Gemeindegedanken. Von ihm aus aber ergab sich gerade die Nötigung, auch die Welt als Arbeitsfeld und als christliche Aufgabe in das Strahlungsfeld der Gemeinde einzubeziehen. Diese Lösung wurde nicht versucht wie bei Luther und der lutherischen Orthodoxie durch einen Parallismus membrorum: den bekannten „zwei Reichen“, sondern durch den neuartigen Versuch, vom Gemeindegedanken aus auch die Welt zu durchdringen, Beruf und Wirtschaft von da aus zu beleuchten und zu handhaben. Da die Gemeinde nur als aktiv gedacht werden konnte, oder überhaupt nicht, so ist es verständlich, wenn auch die andere Komponente in den Bereich dieses Aktivismus geraten mußte. Setzt man statt Aktivismus Radikalismus, dann hat man denselben Terminus, unter welchem die Betrachtung des Täufern und Mennonitentums vielfach bis heute in der Kirchengeschichtsschreibung, in Lexikas usw. auftritt. Dabei denkt man dann zu allermeist an die Unruhen und Erzeße im sogenannten Münsterschen Wiedertäuferreich von 1534/35 oder auch an den Bauernkrieg und Thomas Münzer, den sogenannten Wiedertäufer, obwohl der weder selbst zum zweitenmal getauft ist noch andere wiedergetauft hat. Wir müssen aber, um geschichtlich getreu zu sein, die feinen Unterschiede im Auge behalten, die zwischen den sogenannten Radikalen und Einzeltägern wie Thomas Münzer, Karlstadt und anderen, und den Mennoniten vor Menno Simons wie nach ihm bestehen. Erstere gingen tatsächlich auf Umsturz aus. Letztere jedoch auf Durchdringung der Welt mit dem Geist und den ihnen vorschwebenden Formen des Christseins. Soziale Momente spielen dabei eine Rolle. Sie konnten dabei sogar soweit gehen wie die mährische Gruppe der Huterer, die einen Kommunismus auf christlicher Liebesgrundlage errichteten. Trotzdem bedeutet gerade diese Einrichtung, die zirka 80 Jahre bestanden hat, keinen gewaltsamen Umsturz bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern ein Musterbeispiel für ein Gemeinwesen, welches, wie es heißt, die Wurzel aller Sünde gerade im praktischen Leben, ausgeschieden hat: den Eigennuß. Und obwohl diese die anderen, die das Eigentum anerkannten, als falsche Brüder ansahen, so ist doch die historische Wahrheit, daß auch jene zu der Gesamtgruppe hinzugehören, deren Hauptziel die Herausbildung der christlichen Gemeinde ist. So können sich die Extreme gegenüberstehen und sie berühren sich doch, ja sie gehören zusammen: auf der einen Seite die Vertreter des christlichen Gemeinwesens in einer durchgängigen Zusammenordnung von Religion und Wirtschaft, auf der anderen Seite die Anhänger einer Wirtschaftsordnung, die man mit Kapitalismus bezeichnet, die aber gleichwohl noch mennonitisches Erbe verwalten. Die nähere Darstellung nun des eigentlichen Themas wird zeigen, wie das zu verstehen ist.

Die Caritas als unmittelbare Lebensäußerung der Gemeinde bei den Mennoniten.

Wenn wir den sozialen Beitrag der Mennoniten insgesamt recht darstellen wollen, dann müssen wir beginnen mit den unmittelbaren Lebensäußerungen der Gemeinde in dieser Hinsicht. Das ist die Caritas, die genuin christliche Liebestätigkeit von Bruder zu Bruder und von Mensch zu Mensch. Du sollst Deinen Nächsten lieben wie dich selbst: dieses fundamentale Gebot haben die Taufgesinnten oder Mennoniten immer zu verwirklichen gesucht. Man muß als allererste Äußerung dessen schon die Art der Befoldung ihrer Ältesten rechnen. Denn sie sind unbezahlt. Sie hängen wirtschaftlich also unter Umständen in der Luft. Dem wird aber ohne weiteres gesteuert durch die Aufforderung an die Gemeinden: „Dieser aber soll erhalten werden, wo er Mangel haben wird, von der gemein, welche in erwelt hat, darmit welcher dem ewangelio dient, soll auch darvon leben, wie der Herr geordnet hat“ (bei Müller, Bernische Täufer, pag. 40/41).

So ist also der Prediger selbst der erste Nutznießer der christlichen Liebe. Der Kreis wird sofort erweitert auf diejenigen, die in der Gemeinde etwa Not leiden oder arm sind. Denen soll geholfen werden aus dem „gemeinen Seckel“. Und das ging. Während die sogenannte Leisniger Kastenordnung schließlich scheiterte — am Widerstand des Rates — cf. Erl. zu Ordn. eines g. Kastens in WA VI, 438), ist dieser „gemeine Seckel“ im Grunde genommen bis heute in sehr vielen Gemeinden das einzige Mittel, die nötigen Gelder zum Haushalt und zur Liebestätigkeit aufzubringen. Hier kann kein „Rat“ hineinreden. Denn er ist von vornherein von Gemeindebefugnissen ausgeschlossen. In der „Abred der Diener und Ältesten“ zu Straßburg vom Jahre 1568 heißt es: „Die Diener und Ältesten sollen die verlassenen Witwen, die welche in Gefahren reisen, oder im Gefängnis sind, besuchen, versorgen und trösten. Diese Ausgesandten soll man mit aller Notdurft versorgen.“

Es werden also auch die Organe der Hilfstätigkeit ihrerseits nicht vergessen. Ich kann an dieser Stelle nun keine Geschichte der mennonitischen Caritas geben. Es soll aber festgestellt werden: die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in der Welt kann nicht geschrieben werden ohne den Beitrag der Mennoniten. Dafür nur einige Beispiele aus verschiedenen Jahrhunderten.

Als Ende des 17. Jahrhunderts im Berner Gebiet die große Täuferverfolgung von neuem einsetzte, legte sich infolge des Dazwischentretens der Taufgesinnten in den Niederlanden die holländische Regierung durch ihren Gesandten Runckel ins Mittel und erreichte nach end-

losen Verhandlungen freien Abzug der Verfolgten nach den Niederlanden. Die Reise ging auf eigene Kosten. Es mußte noch ein Abzugsgeld von 25 Gulden pro Kopf gezahlt werden. Da sammelten die holländischen Glaubensgenossen für die Schweizer zuerst 52 000 Gulden zur Unterstützung von Gefangenen in Bern, dann für die Abwanderung. Die Hilfe ging also von Land zu Land. Diese Hilfe wurde gleich eine stehende Einrichtung, indem ein Fonds gegründet wurde „voor buitenlandsche Nooden“, für ausländische Notstände. Die erste Sammlung war nur ein Anfang, nachdem bereits davor vom Jahre 1660 ab für verschiedene Gruppen in den verschiedensten Ländern Sammlungen veranstaltet worden waren, für die in Danzig, Mähren, Polen und Pfalz. Dazu kamen dann die Kollekten zugunsten der Bedrückten in Polnisch-Preußen und in der Pfalz im Anfang des 18. Jahrhunderts. In der Zeit von einem halben Jahrhundert haben die Holländer ganz auf freiwilliger Basis allein für die ausländischen Notstände 270 000 Fl. aufgebracht.

Man hat zum Zwecke einer guten Regelung dieser Kollekten die Gemeinden in sieben Klassen eingeteilt. Die Schweizer Vertriebenen wurden in Holland unterhalten, um dann in verschiedenen Gemeinden angesiedelt zu werden. An diesem Beispiel wird deutlich sowohl die Selbstverständlichkeit, mit der die Caritas aufgefaßt wird, und dann auch die Stetigkeit.

Es ist ganz selbstverständlich, daß diejenigen, denen es wirtschaftlich gut geht, den andern, die in Not geraten sind, helfen. Dazu bedarf es keiner Behörden. Die Hilfe organisiert sich selbst. Und dann ist auffallend die Stetigkeit der Hilfe. Sie geht oft bereits in Planung über. Es entwickelt sich die Hilfe einer Art aus der anderen.

Ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert. In Indien herrschte 1896/97 eine furchtbare Hungersnot. Da gründeten die amerikanischen sogenannten Altmennoniten (aus Süddeutschland und Schweiz Einwanderte) das Hilfswerk „Home and Foreign Relief-Commission“. Eine ganze Schiffsladung Getreide wurde gesammelt und mit einem Vertreter, der außerdem 5000 Dollars bei sich hatte, nach Indien gesandt. Andere Schiffsladungen folgten. Eine erneute Hungersnot in Indien 1923 veranlaßte die amerikanischen Mennoniten abermals helfend einzugreifen. Sie brachten damals 135 000 Dollars zusammen. Die ausländischen Notstände unter Glaubensgenossen und Nichtmennoniten nach dem ersten Weltkriege und besonders nach dem jetzigen zweiten führte zur Gründung des „Mennonite Central Committee“, in welchem jetzt alle amerikanischen mennonitischen Gruppen vereinigt sind. Man kann sagen, daß das MCC eine Weltorganisation geworden ist. Aber die Organisation geht nicht in der Organisation auf. Sie geht in dem Endzweck, der geleisteten wirklichen Hilfe auf. Heute stehen ihre

Arbeiter und Außenposten fast in allen Erdteilen. Die Haupttätigkeit hat sich in Europa konzentriert. Überall ist das MCC den Truppen fast auf den Fersen gefolgt. So in Holland, Belgien und Frankreich, in Polen usw. Dann auch in unserem völlig zerrütteten und verarmten Deutschland. Innerhalb der gesamtamerikanischen Organisation der CRALOG haben die Mennoniten Amerikas oft einen sehr erheblichen Prozentsatz an den Liebesgaben an Bekleidung und Lebensmitteln gestellt. Sie führen außerdem Sonderprogramme durch in den Großstädten, Altersspeisungen, Studentenhilfe, Tbc.-Hilfe, Mütterhilfe, Kinderheim-Versorgung usw. Bei alledem muß man sich vergegenwärtigen, wie gering die Zahl der Helfer ist im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung Nordamerikas. Es gibt dort rund 300 000 Mennoniten einschließlich der Katechumenen. Die Gesamtzahl der nordamerikanischen Bevölkerung ist 150 Millionen. Es ist leicht zu errechnen, daß im Falle einer ähnlichen oder nur vergleichsweise annähernden Beteiligung ganz Amerikas am Hilfswerk überhaupt niemand in Europa hätte zu hungern brauchen.

Dabei ist immer im Auge zu behalten, daß die hier geübte Caritas nicht in dem Sinne organisiert wäre, daß sie gleichsam automatisch zur Hand wäre oder aus großen aufgehäuften Fonds stammte. Das Gegenteil ist der Fall. Es geht hier von der Hand in den Mund, d. h. von der Hand des einzelnen Gemeindegliedes in den Mund des anderen in der Welt, der hungrig ist. Die Mittel dazu werden entweder in natura vom einzelnen oder von der Gesamtheit gespendet oder in Kollekten jedesmal nach neuen Aufrufen gesammelt. Es ist dabei weiter zu bedenken, daß diese Sparte der Hilfstätigkeit der amerikanischen Mennoniten ja nicht die einzige ist. Es kommt hinzu eine große Abteilung für Mittelbeschaffung zur Auswanderung von Flüchtlingen und heimatlosen Mennoniten. Ferner die vielen nachher zu benennenden eigenen Liebeswerke, auch die Innere und Äußere Mission, Schulwesen usw. Man wird nicht fehlgehen, wenn man das MCC heute als das weitverzweigteste Hilfswerk der Welt betrachtet. Wir haben noch nicht von den Mennoniten in Deutschland gesprochen. Auch hier haben wir im Grunde das selbe Bild, wenn auch in viel bescheidenem Rahmen. Die einheimischen intakten Gemeinden wie Krefeld und Hamburg haben sich bei dem genannten Hilfswerk für die vertriebenen Schweizer ebenso eingesetzt wie die holländischen Brüder. Die im Weichsel- und Nogatdelta angesiedelten Mennoniten hatten in der Zeit von 1565—1855 fast periodisch durch Überschwemmungen zu leiden. Jedesmal wurde dann in den deutschen und holländischen Gemeinden zur Steuerung der Not gesammelt. 1855 kamen 33 000 Mark zusammen. Ebenso haben sich die deutschen Mennoniten eingeschaltet mit den Amerikanern bei den verschiedenen

Hungersnöten in Rußland, besonders 1921. Als 1929/30 der große Flüchtlingsstrom aus dem Osten kam, konnte das bereits bestehende mennonitische Flüchtlingshilfswerk „Deutsche Mennonitenhilfe“, das im Jahre 1920 gegründet war, sowie das zweite mennonitische Hilfswerk „Christenpflicht“, welches aus dem Jahre 1921 stammt und vor allem damals in der Inflation im Erzgebirge völlig überkonfessionell arbeitete, einspringen. Hier in Hamburg war ein großes Kleiderlager eingerichtet. Zur weiteren Planung wurde dann die Welthilfskonferenz in Danzig 1930 abgehalten.

Man könnte nun im einzelnen jede einzelne Gemeinde daraufhin befragen, was in ihrer eigenen Mitte an Wohltätigkeit getan worden ist. Als Beispiel nur die hiesige Gemeinde. Sie hatte u. a. im 17. Jahrhundert schon eine „Winterhilfe“. Bei einem äußerst langen und strengen Winter wurden die Minderbemittelten von Gemeinde wegen mit Heizung versorgt. Später gab es einen eigenen Gemeindearzt, der die Armeren frei behandelte. Was man dabei unter „arm“ verstand, ist etwas ganz anderes, als was wir heute darunter verstehen. Die Gemeinde half nach innen und nach außen. Auch, wenn die Gemeinden nicht arm waren, was wir gerade als Mennoniten darunter begreifen, so lebten sie gerade dann wieder auf, wenn Not am Mann war. Die christliche Gemeinde der Mennoniten hat zu aller Zeit diejenigen sozialen Aufgaben selbst übernommen, die heute von den größten öffentlichen Gewalten und Ordnungsmächten getragen werden: vom Staat.

II

Damit kommen wir zu dem zweiten Bereich mennonitischer Lebensäußerung, zu ihren sozialen Einrichtungen und ihrem sozialen Empfinden.

Das alte Täuferturn reagiert stark auf die sozialen Nöte seiner Zeit, sowohl was ihre Symptome als auch ihren Herd betrifft. Sie bekämpften großenteils nicht nur den Wucher, sondern überhaupt Zins und Zehnten. Obwohl Abwandlungen vorkommen, daß man zwar Zins geben dürfe, aber nicht nehmen. (Berner Täufer 1527 bei Correll 47). Wichtiger ist noch die Art und Weise dieser Schäden. Sieht man von den einzelnen radikalen Reformen ab, die teils geplant, teils durchgeführt zu werden versucht worden sind, so finden wir einen einheitlichen Leitgedanken. Er nimmt seinen Ausgangspunkt von der Tatsache der Existenz der christlichen Gemeinde und ihrer sozialen Aufgaben. Daß das richtig ist, erhellt aus der geschichtlichen Tatsache, daß die Mennonitengemeinden im ganzen keine soziale Reformbewegung geworden sind, sondern durchaus eine Bewegung der Kirche. Sie ließ sich auch

nicht festlegen auf die Betonung und Protegierung einer einzelnen sozialen Gruppe, etwa der Bauern, obwohl das Mennonitentum später soziologisch-wirtschaftlich eine „Bauernkirche“ geworden ist. Wohl machten die sogenannten kleineren Leute, Handwerker und Bauern, in der Entstehungszeit des Täuferturns einen großen Bestandteil aus, aber seine Richtung wurde trotzdem nicht einseitig bestimmt. „Eine Zeitlang“, meldet der Chronist aus Flandern, haben sich der Bewegung „zahlreiche Scharen aus dem Arbeiterstande angeschlossen“, „daß aber nur solche Personen zu der Gemeinde traten, die sich von ihrem Uebertritt gebührend Rechenschaft geben und geben könnten“ (M. L. I 651, b). Modern gesprochen überwogen also die Normen der Christengemeinde diejenigen der Bürgergemeinde. Denn die Christengemeinde hatte Qualitäten genug, von sich aus die Bürgergemeinde nicht nur mit Regeln, sondern auch mit Inhalt zu füllen. Von der Gemeinde aus ging der Gedanke von der Gleichheit aller Glieder vor Gott und untereinander. Und zwar nicht einer naturrechtlichen Gleichheit, Geburtsgleichheit, Anlagengleichheit, vielmehr einer gleichen Zuordnung aller zu dem einen Leibe Jesu Christi mit all seinen Gnadengaben und Aufgaben. Die Gleichheit ist also im Kern als Zusammengehörigkeit zu fassen und als eine Aufgabe auf Grund der Tatsache, daß die Gemeinde Gaben hat. Deshalb sind auch von vornherein die Frauen vollberechtigte Gemeindeglieder. (Cramer in: REC Bd. 12.)

Das soziale Verständnis geht also vom Verständnis der Gemeinde aus. Deshalb kann ein Historiker sagen: „Aus der Gemeinschaft der Heiligen erwächst die soziale Organisation geschwisterlicher Liebesverbundenheit“ (Correll S. 17).

Das ist die eine Komponente zu der Voraussetzung für die soziale Tätigkeit des Täuferturns und auch der Mennoniten. Doch dazu kommt eine zweite. Die betrifft nun die irdische Seite der Sache, also die Mittel zur sozialen Betätigung. Es geht um das Arbeitsethos der Mennoniten. Dieses steht ganz unter dem Zeichen des biblisch verstandenen Gehorsams gegenüber Gott, dem Herrn der Arbeit. Bet und arbeit: war allezeit ein Lösungswort bei uns. Fac et spera, arbeite und hoffe, steht auf dem Titelblatt zu dem wichtigsten literarischen Erzeugnis des ganzen Mennonitentums, dem Märtyrerspiegel. Troeltsch sagt dazu: „Diese Kreise nehmen naturgemäß die der Volks- und Gnadenkirche entgegengesetzte soziologische Struktur des Vereins individuell Bewährter an“ (Soziallehren S. 812). Zusammen mit der geschichtlich-soziologischen Lage von Menschen, die sich immer nur durchzusehen hatten, kam es denn zu dem bald sprichwörtlich gewordenen Wohlstand der Mennoniten überall, wo sie saßen.

Aber so ernst diese persönlich-wirtschaftliche Lage für den einzelnen

oft war, er verlor nie den Zusammenhang mit dem Ganzen, d. h. also der Gemeinde als solcher. Er wurde kein Wirtschafts-Individualist. Er behielt das Gemeinwesen im Auge. Das soziale Empfinden wurde stark ausgeprägt. Die Armen wurden nicht nur zeitweilig unterstützt, sondern die Überwindung der Armut als solcher wurde als Ziel erkannt und aufgegriffen. Die „Armenpflege war eine der ersten Aufgaben, die sich die Täufergemeinden schon bei ihrer Gründung zum Ziel setzten“ (Neff: M. L. I/ 84). „Sie führten die organisierte Armenpflege bereits zu einer Zeit durch, in der den Landeskirchen andere Aufgaben „denen der Fürsorge für die Armen voranstanden“ (Hering). Und dabei hatten sie keine Stiftungen, keine Kirchen- und Klostergüter wie die Landeskirchen zur Verfügung. „Sie brachten die Mittel aus freiwilligen Gaben nach apostolischem Vorbild auf“ (Neff). In größeren Gemeinden wurden Armenhäuser errichtet. Das war in Deutschland, Rußland und Amerika so. Ebenso gehören hierher die Altenheime in Deutschland, Rußland und Amerika. Plockhey, ein holländischer Mennonit, schlug 1658 Cromwell und dem Parlament vor, u. a. „die Armen glücklich zu machen“. Wir wissen leider nicht, worin dies bestehen sollte. Den Landeskirchen, die die ehemals katholischen Kirchengüter einfach zu übernehmen brauchten, warfen die Täufer vor, den „armen Mann um das Seine beschissen zu haben“; ihm soll „das Seine wieder werden“ (Correll/49). Dabei aber darf nicht unterschlagen werden, daß sie selbst äußerst bedürftig zu leben verstanden und größtenteils auch heute noch verstehen. Ebenso wenig darf vergessen sein, daß das Streben nach Reichtum um des Reichtums willen abgelehnt wird. Und zwar einmal aus biblischen Gründen und dann durch das im Zusammenhang mit den als biblisch verstandenen einfachen Lebensformen, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, einer im Durchschnitt „bäuerlich-kleinbürgerlichen Art“ (Correll/50). So kann man einestheils stolz darauf sein, wenn es in einer Gemeinde überhaupt keine Armen gibt, andererseits wendet man das Augenmerk ganz auf sie. Und das geschieht nicht aus irgendeiner sozialen Theorie heraus, sondern ganz einfach aus der Sachlage. Deshalb sehen wir dies soziale Empfinden in mannigfachster Weise am Werk. In einer alten Gemeindeordnung wird z. B. angeordnet: „vor andern Dienstboten soll man die Waisen aufnehmen und wie Kinder halten und sie nicht um geringer Ursachen willen von sich stoßen“ (bei Müller: Bernische Täufer/50).

Deshalb schafft dies soziale Empfinden auch soziale Einrichtungen. Armenhäuser sind schon genannt. Ebenso Altenheime. In Danzig, Krefeld, Westpreußen bestanden Armenhäuser. Sie sind zur Zeit zerstört bzw. mußten aufgegeben werden. Bei dem weitaus völlig ländlichen Charakter der deutschen Gemeinden und dem ebenso fast völligen

Fehlen wirklich Armer war die Einrichtung von Armenhäusern selten notwendig. Die rußländischen und die amerikanischen Mennoniten sind in Hinsicht auf die Einrichtung von allerlei wohlthätigen Anstalten führend geworden. Es gab in Rußland und gibt in Amerika Nervenheilanstalten, Krankenhäuser, Taubstummenanstalten, Diakonissenhäuser, Waisenheime und andere mehr. Ueberhaupt ist das Mennonitentum in Nordamerika seit etwa einem Menschenalter in großartigem Aufschwung begriffen. Nach dem „Who's Who among the Mennonites“, Ausgabe 1937, gab es in Nordamerika 5 Mädchenheime, 14 Altersheime, 14 Hospitäler, 7 Waisenhäuser. Vor allem ganz außerordentlich entwickelt ist das Schulwesen der amerikanischen Mennoniten. Schon in Rußland bestanden eigene Gemeindeschulen mit staatlicher Lizenz. Von der Elementarschule bis zur Lehrerbildungsanstalt waren alle Schularten vertreten. 1937 hatte Nordamerika 8 Colleges und 31 Bibelschulen. Inzwischen sind noch weitere hinzugekommen. Dabei ist immer beachtenswert, daß sämtliche Werke ausschließlich aus privaten Mitteln entstehen und getragen werden. In Deutschland bestand bis 1933 eine einzige Realschule als mennonitische Gründung, die Realanstalt am Donnersberg in der Pfalz. Sie war eingerichtet nach dem Muster der Schulen beim Rauhen Haus in Hamburg-Horn. Wenn man schließlich all den Stiftungen nachgehen wollte, die von Mennoniten gemacht sind für die Öffentlichkeit, so dürfte man auf eine erkleckliche Anzahl kommen. Aber die Stadtgrenze hinaus ist da bekannt geworden die Cornelius de Greiff'sche Stiftung für die Stadt Krefeld in Höhe von 466 000 Thaler. Das war im Jahre 1857. Da hatte das Geld noch Wert. Es wurde bestimmt für das schon von der Mutter des Stifters begründete Krankenhaus, zu einem Versplegungshaus für arbeitsunfähige Männer und Frauen, ferner zu einem Anteil für das evangelische wie katholische Waisenhaus sowie für eine Irrenanstalt. Dies Testament wurde ergänzt durch ein zweites der Nichte des C. de Greiff im Jahre 1902 in Höhe von 1 800 000 Mark. Es geht unter dem Namen „Greiff'scher Unterstützungsfonds“.

Die Gemeinden in Holland verfügen ebenfalls über eine große Anzahl von sozialen Werken und Einrichtungen, es gibt da Waisenhäuser, Fonds für soziale Zwecke, für Witwen und Waisen, Prediger und deren Familien. Ferner besteht als Dauereinrichtung die „Algemeene Commissie voor buitenlandsche Nooden“. Von allgemeiner inländischer Bedeutung wurde die von dem Doopsgezinden Jan Nieuwenhuizen im Jahre 1784 gestiftete „Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen“ (Mat-schappij tot nut van't algemeen). Ihr nächster Zweck war die Verbreitung der Bildung unter den Unbemittelten, Verbesserung des Unterrichts, Einrichtung von Fach- und Volksbibliotheken, Errichtung von

Spar- und Volksbanken. Heute hat diese Stiftung ein ganzes Netz der verschiedensten sozialen und kulturellen Stationen über das ganze Land. Ferner geht auf mennonitische Gründung zurück das „Grüne Kreuz“, ein Verein zur Förderung der Volksgesundheit und häuslichen Krankenpflege.

Und nicht zuletzt sei erwähnt, daß Mennoniten mit unter den ersten gewesen sind, die einen Protest gegen die Sklaverei erhoben haben. Das war im Jahre 1688 in Nordamerika. Der Protest ging zunächst an die sogenannte Monatsversammlung der Quäker in ihrem Staate Pennsylvania, konnte aber leider damals nicht durchdringen. Er war unterschrieben von zwei Gliedern derselben Familie de Greiff aus Krefeld, die wir schon kennen gelernt haben. Es heißt in dem Protest u. a.: „Wir hören, daß die meisten Neger gegen ihren Willen hierher (nach Amerika) gebracht werden und daß viele derselben gestohlen sind. Sie sind allerdings schwarz, aber wir begreifen nicht, wie das ein besseres Recht gibt, sie zu Sklaven zu machen und nicht als Weiße zu halten. Es ist uns gesagt, wir sollten allen Menschen tun, wie wir wünschen, daß uns selbst geschehe; kein Unterschied wird gemacht mit Rücksicht auf Nation, Abstammung und Farbe. Auch ist es gleich, ob man Menschen stiehlt und raubt, oder ob man sie kauft und verhandelt. Es besteht hierzulande Freiheit des Gewissens; das ist recht und vernünftig. Aber auch dem Leibe kommt Freiheit zu, es müßte denn ein Verbrecher sein, was eine ganz andere Sache ist.“ Wie modern sich das anhört!

III

Der soziale Beitrag der Mennoniten hat sich demnach auf die mannigfachste Weise geäußert. Von der elementarsten und persönlichsten Hilfe von Mensch zu Mensch bis zu den kollektiven Einrichtungen und Anstalten, die heute zu einem Kulturland gehören.

Es bleibt nun noch zu fragen, ob diese soziale Leistung sich auch auf dem rein wirtschaftlichen Sektor als solchem kundgetan hat, nach heutigem Sprachgebrauch also in sozialistischer Hinsicht.

Da wird man zuallererst an jene mährische Gruppe zu denken haben, die nach ihrem eigentlichen Organisator Jakob Huter die Huterischen Brüder genannt werden und deren Nachfahren noch heute in Kanada und Paraguay zu finden sind. Auf den ersten Blick könnte die Verschmelzung von rein kirchlicher und ökonomischer Gemeinschaft ohne Privateigentum als eine sozialistische Utopie erscheinen. Aber dazu fehlt erstens eine sozialistische Theorie und zweitens eine eigentlich kommunistische Praxis — Kommunismus nach dem allein geschichtlich maßgebend gewordenen Bolschewismus verstanden. Denn die Grundidee, die

dieses Gemeinwesen von etwa 1528 bis 1618 trug, ist die religiöse Idee, daß Gott den Menschen anfänglich nichts Eigenes gegeben habe. Das „unrechte Annehmen von Eigentum“ gehöre zum Sündenfall selbst. Deshalb sagen die Akten über die Ausgeschiedenen lakonisch: „er fiel in den Eigennutz zurück“. Eigentum und Eigennutz sind danach korrelative Begriffe. Die Gedankenrichtung geht also keineswegs von der Wirtschaft aus, sondern von der Religion, und zwar von der christlichen. Aber das hatte ökonomisch-wirtschaftliche Folgen. Es wurde ein Gemeinwesen aufgebaut ganz ohne Privateigentum. Landwirtschaft, Gewerbe aller Art, Handwerke, sogar Säuglings- und Kinderhort, Schule und Backstube, Wäscherei und Schneiderei: alles ging auf der Grundlage der „gemein“ vorstatten. Es wurde gemeinschaftlich gearbeitet, gegessen und geruht, vom gemeinsamen Gottesdienst gar nicht erst zu reden. Dabei konnte sich eine Art Großbetrieb entwickeln auf den Gebieten der Lederverarbeitung und Fayencegewerbe. „Produktion und Konsumtion werden in Haushaben geleitet und überwacht durch die Diener der Notdurft. Ihr Oberster ist eine Art Haushalter mit Polizeiaufsicht. Er teilt die laufende Arbeit ein und ist speziell für die Konsumtion verantwortlich. Ubrigens lag keine Autarkie vor. Es bestand eine lebhaft Tauschverbindung mit der Außenwelt“ (Correll/18). Die Haushaben wurden bereits 1550 als die „Bienenstöcke des Landes“ bezeichnet. In der Blütezeit bestanden zirka 90 Haushaben, d. h. große Häuser mit allen Nebengebäuden für Wirtschaft, Schule usw., in denen immer ganz große Gruppen von Gliedern der Gemeinde lebten und arbeiteten, von 500—1000, oft in einer Haushabe. Auspiß und Austerlitz mit Umgegend waren der Schauplatz dieser von einem Forscher als „Zentrale des friedfertigen Täuferniums“ bezeichneten Gruppe. Es ist bekannt, daß Grimmselshausen in seinem großen Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges „Simplizius Simplizissimus“ seinen Helden die „Wiedertäufer in Ungarn“ besuchen läßt und die Haushaben getreu beschreibt. Er faßt das Gesehene dahin zusammen: „Ein solch edles und seliges Leben... hätte ich auch gern aufgebracht; dann soviel mich dünkte, übertraf es auch das klösterliche“ (zitiert nach der Ausgabe von H. H. Borchert in Bongs Gold. Klass. Bibl.).

Die huterische Richtung fand wenig Nachfolger bei den Täufern und Mennoniten. Die meisten hielten dafür, daß Eigentum keine Sünde sei und blieben in den sonst überkommenen Bahnen. Die Mennoniten gerade wurden im Verlaufe ihrer Duldung, Anerkennung und Sesshaftmachung die vorzüglichsten Landwirte und Großgrundbesitzer; ebenso die ausgezeichnetsten Fabrikanten und Kaufleute; ebenso die anerkannten Rheeder und Handelschefs. Ihre Spitzen muß man wohl als Vertreter des kapitalistischen Zeitalters betrachten, sofern sie sich der

Mittel des Kapitals bedienten. Trotzdem stellen die Nationalökonomien einhellig fest, daß das Mennonitentum als Träger eines ausgesprochenen Kapitalismus ungeeignet ist; daß es selbst bei den Spitzen sich gern kleinstädterlich weiß und trägt. Woher kommt das? Diese Fabrikanten und Kaufleute, diese Großagrarier im früheren Rußland waren immerhin Gemeindeglieder. Die Gemeinde hat sie mitgeprägt in ihrer ganzen Substanz, auch in ihrer Wirtschaftsgesinnung. Und darum wußten sie: wir sind nur Haushalter über unsern Besitz. Man kann mit dem Eigentum nicht gerade machen, was man will. So behielt auch ein ausgedehnter Besitz den Charakter von etwas „Hauswirtschaftlichem“ (Ehrt). Dieser Charakter wurde nach Ehrt auf dem russischen Sektor nur von einigen wenigen Unternehmern durchbrochen, während „das Mennonitentum in seiner Gesamtheit eher die Rolle eines retardierenden Moments spielte“ (Ehrt S. 97). Derselbe Forscher — es ist nebenbei bemerkt kein Mennonit — kommt dann zu dem Schluß, „daß das Mennonitentum tatsächlich in seiner überwiegenden Mehrheit akapitalistisch wirkte“.

Vielleicht der markanteste Vertreter dieser Wirtschaftsgesinnung in Rußland ist Johann Cornies (geb. 1798 bei Danzig, 1805 nach Rußland gekommen, 1848 gestorben). Er ist nicht nur ein Pionier in landwirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch ein großzügiger Organisator in ökonomisch-genossenschaftlichem Sinne. Er macht aus ca. 7000 Hektar Steppe fruchtbares Ackerland, legt Felder und Wälder an, treibt Seiden- und Tabakbau, Schaf- und Pferdezucht. Er wird Regierungsvertreter für die Neusiedler, Bevollmächtigter zum Ankauf von Merinoschafen für die Gemeindegemeinschaften Rußlands, Vorsitzender des „Ver eins für Landwirtschaft und Gewerbetreibung“, korrespondierendes Mitglied des „Gelehrtenkomitees im Ministerium der Reichsdomänen“. So ist er Kopf und Hand für die Landwirtschaft seiner Zeit und seines Landes. Die im Endstadium ihres Nomadendaseins lebenden Gruppen der Nogai, Tschuktschen und Molokanen wählen Cornies zu ihrem Kurator. Er ist eine Genossenschaft in Person.

Vielleicht muß man den akapitalistischen Zug in noch höherem Maße für die deutschen und übrigen europäischen, sowie für die amerikanischen Mennoniten in Anspruch nehmen. Gerade dort, wo es sich oft um von Generation zu Generation neu zu erwerbende Erfahrungen von Kolonistenneulingen handelte, kann aber eine weitere Beobachtung gemacht werden, die von vielen Reisenden und Wirtschaftlern bestätigt ist: nämlich das Moment der Kooperation der Mennoniten. Wie Schreiber fiel es auf, daß deutsche Siedler in Kanada untergingen, während deutsche Mennoniten unter denselben Bedingungen durchgekommen sind und Fuß fassen konnten, wo sie einmal waren. Sie führt

das zurück auf die Zusammenarbeit aller bei gleichwohl privatwirtschaftlichen Formen. Einer hilft dem andern. Dieser Grundzug erfährt auf seiner ausgebildeteren Stufe unter Einschaltung von Zwischengliedern die Abwandlung bzw. Erweiterung genossenschaftlicher Formen der Wirtschaftsführung. So haben z. B. die amerikanischen Mennoniten ein weitverzweigtes Netz von eigenen Versicherungen und Hilfsorganisationen aller Art, 1937 waren es 22. Auch die rußländischen Kolonien hatten derartige Einrichtungen. Besonders aber verdient auf rußländischem Boden eine bestehende Einrichtung erwähnt zu werden. Das ist der sog. Pachtartikel. Er besagt Folgendes: von Anfang der Besiedelung eines Landes an wird ein Reserveland übriggelassen, das der Gemeinde untersteht und von ihr verpachtet wird. Der Pachterlös dient nun vor allem als Fonds zu weiterem Landkauf für die Nachkommen und den Bevölkerungszuwachs. Auf diese Weise hat es Rußland nie an den Mitteln zu Landkauf gefehlt. So konnten neue Kolonien entstehen, die unabhängig werden konnten von den „Mutterkolonien“ als „Tochterkolonien“.

Dadurch wurde eine Verproletarisierung der sog. Landlosen verhindert.

So ist also von vornherein die gemeinsame Verantwortung ein hervorstechendes Merkmal dieser Gruppe des vierten Reformationsstypus. Schon in der „Abred von Straßburg vom Jahre 1568 heißt es: Es soll sich kein Bruder in Kaufen, Bauen (oder Bürgen) oder sonst in große Handlung begeben ohne Rat und Wissen der Brüder und Ältesten“. Die neu entstehenden Kolonien irgendwo in der Welt werden von vornherein auch unter dem Ziel und der Möglichkeit einer wirklichen Gemeindebildung in doppeltem Betracht — geistlich und weltlich — verstanden und durchgeführt. Bei Einzelpachtung oder Kaufvorhaben werden mehrere Brüder zu Rat hinzugezogen. Mein Vater wurde einmal zu einem Urteil über einen Hof gebeten und machte dazu eine ganze Reise. Das ist auch die Methode des MCC beim Landankauf. Dem geht immer eine Abordnung zum Besichtigen und Prüfen voraus. Auf gemeinschaftlicher Grundlage werden so die Kolonien angelegt, Rassenvieh gekauft, Ackergerät und Maschinen, und selbst die Bestellung der Felder bekommt eine unvermerkt gemeinschaftliche Tendenz. Der Historiker sagt darum mit Recht, daß z. B. in den rußländischen Kolonien „ein eigentümlicher Mittelweg geschaffen ist zwischen den zwei äußersten Polen, unbeschränktes Privateigentum und ausschließlicher Kommunismus“ (Ehr). Auf deutschem Boden wurde der Versuch gemacht, Landwirtschaft auf genossenschaftlicher Grundlage zu treiben in der Rheinpfalz. Es wurde aber niemals ein System daraus. Ein Vorkämpfer des genossenschaftlichen Gedankens ist z. B. der im 19. Jahr-

hundert lebende August Dettweiler, einer altberühmten Landwirtsfamilie aus dem Süden entstammend. — Die rußländischen Mennoniten nehmen ihre Erfahrungen und Einrichtungen in dieser Hinsicht mit nach Amerika. So kann der Historiker von der Paraguaygruppe sagen: „Sie haben gelernt, ihre gemeinnützigen Einrichtungen auf genossenschaftlicher Grundlage aufzubauen und in allen Wirtschafts- und Verwaltungsfragen geschlossen zusammenzustehen.“ Verwaltung und Recht, Ordnungsdienst und Versicherungen: alles liegt in der Hand des Gemeindeganzen. Sehr lehrreich ist die Präambel zu den Satzungen der Viehver sicherung. Sie lautet: „In Anbetracht dessen, daß wir, Siedler der Kolonie Fernheim, in einer noch notdürftigen wirtschaftlichen Lage leben und aus Rußland die Lehre unsrer Väter und Vorfahren mitgebracht haben, daß die gegenseitige Hilfe zum größten Teil den Wohlstand unserer Gemeinschaft bedingt, sind wir bereit, auch hier im Chaco dem Beispiel unsrer Väter zu folgen, indem wir unser gemeinschaftliches Leben auf dem Grundsatz der gegenseitigen Hilfe aufbauen.“ Die Mennoniten in Mexiko (aus Kanada eingewanderte Alt-Kolonier) haben eine besondere soziale Einrichtung in ihrem Waisenamt. Es arbeitet Hand in Hand mit Gemeinde und Vorstehern. Es ist „eine Art Bankunternehmen, das Gelder annimmt und im Besonderen dazu da ist, die Erbschaftsanteile von Witwen und Waisen zu verwalten“. Die investierten Gelder werden wiederum zum Gesamtwohl verwendet und in Form von Darlehen an Siedler ausgegeben.

Schließlich sei noch ein markantes Beispiel gebracht, das das Verhältnis eines mennonitischen Fabrikanten zu seinen Arbeitern beleuchtet. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Blütezeit für die Seidenweberei vorbei war und in Lyon z. B. 17 000 Seidenwirker brotlos waren, da kam es in der Weltfirma der van der Leyen in Krefeld nicht zu Entlassungen. Im Gegenteil tat die Firma alles, um ihre Leute durchzubringen und „spendierten“, wie es heißt, „drei bis vier Jahr lang wöchentlich 300—400 Reichstaler“, um die nur unständig Beschäftigten Wirker zu unterhalten. 1794 gewährte die Firma 200 Arbeitern eine Altersrente. Alles ohne staatlichen Eingriff, ohne Fürsorge von anderer Seite ging das vor sich. Wie es da im Großen gewesen ist, so mag es oft genug auch im Kleinen gewesen sein.

Es geht aber gerade aus solchen Tatsachen eindeutig hervor, daß mennonitischer sozialer Sinn seinen Weg findet auch ohne besondere soziale Theorie oder irgendeinen „... ismus“. Es liegt ihrem Weg und Ziel auch keinerlei irdische Glückseligkeitslehre zu Grunde. Diese haben sich ja doch allezeit als Utopie erwiesen und vor allem: die Bibel weiß davon nichts. Aber die Mennoniten suchten allezeit doch den Nächsten oder auch „das Nächstliegende“, wie es einmal jemand ausgedrückt hat.

Der Nächste und das Nächstliegende ist das Rechte. Denn es hat Grund in der Schrift. Der Mann aller Schmerzen kennt die Schmerzen aller, der Herren und der Knechte. Der Herr aller Überwindung ist aber auch Überwindung aller. Und ganz einfach ist seine Deutung des Willens Gottes und wird zum letzten Befehl für alle: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften. Und: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

Anmerkung: dieser Vortrag ist gehalten vor dem Kreis der Religiös-Sozialen in Hamburg. Daher erklären sich manche bes. stark unterstrichene Hinweise und der im ganzen mehr informatorische Charakter. Immerhin dürften die Tatsachen, die hier zusammengetragen sind, in dieser Zusammenstellung doch auch für uns selbst einiges Interesse beanspruchen. Deswegen gebe ich den Vortrag im ganzen so wieder, wie er gehalten ist.

D. Sch.

Literatur:

- A. Brons: Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, 3. Aufl. 1913.
 Daniel K. Cassel: Geschichte der Mennoniten, Philadelphia 1890.
 Ernst Correll: Das schweizerische Täufermennonitentum, Tübingen 1935.
 Robert Dollinger: Geschichte der Mennoniten in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, Neumünster 1930.
 Emil Egli: Die Zürcher Täufer, Zürich 1878.
 Adolf Eht: Das Mennonitentum in Rußland von seiner Einwanderung bis in die Gegenwart, Langensalza 1932.
 D. H. Epp: Johann Cornies, Verdjansk 1909.
 P. M. Friesen: Geschichte der alt-evangelischen Mennoniten-Brüderschaft in Rußland, Halbstadt 1911.
 Christian Hege und Christian Neff: Mennonitisches Lexikon 1913 ff.
 Ernst Müller: Geschichte der bernischen Täufer, Frauenfeld 1895.
 Lydia Müller: Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer, Leipzig 1927.
 Karl Rembert: Die „Wiedertäufer“ im Herzogtum Jülich, Berlin 1899.
 B. C. Roosen: Geschichte der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona, Hamburg 1886:87.
 Walter Quiring: Deutsche erschließen den Chaco, Karlsruhe o. J.
 Ernst Troelsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Tübingen 1912.
 S(amuel) Cramer: Mennoniten in „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“, 3. Auflage, Band 12, Leipzig 1903.
 Martin Luther: Ausgewählte Werke, hrsgg. v. Hans Heinrich Borchardt, München 1914 ff. Band VI.
 A. Warkentin: Who's Who among the Mennonites (Bethel College) 1937
 und eine Reihe Aufsätze von verschiedenen Verfassern.

Eine Täuferversammlung in Bollikon 1525

Fritz Blanke

Am 21. Januar 1525 führte die Zürcher Regierung den ersten gefährlichen Schlag gegen das junge Täuferum. Sie verbot die „besonderen Schulen“, das heißt die Versammlungen der Neuerer und ver-

urteilte die sechs Häupter der Bewegung. Konrad Grebel und Felix Manz, beide Stadtzürcher, erhielten ein Redeverbot. Härter wurden die vier Nichtzürcher angefaßt: Wilhelm Röubli aus Rottensburg am Neckar, der Thurgauer Ludwig Häser, der Bündner Andreas Castalberger und Johannes Brötli, dessen Herkunft uns unbekannt ist, wurden verbannt; sie mußten eidlich geloben, das zürcherische Staatsgebiet innerhalb von acht Tagen vom 21. Januar aus gerechnet, zu räumen.

Ruedi Thomann, ein schon älterer Bauer aus namhaftem Zolliker Geschlecht, wollte diese Frist nicht verstreichen lassen, ohne zwei der Ausgewiesenen, mit denen er offenbar verbunden war, noch bei sich gesehen zu haben: er lädt Röubli und Brötli zu einer „Lehi“, das heißt zu einem Abschiedessen, ein. Wilhelm Röubli, Pfarrer in Wittikon bei Zürich, hatte als erster den Kampf gegen die Säuglingsstaufe auf die Kanzel gebracht (März 1524); Brötli, früher Kaplan in Quarten am Walensee, seit Sommer 1523 ohne Pfründe in Zollikon lebend, hatte hier seit dem Sommer 1524 offenen Widerspruch gegen die kirchliche Taufpraxis erhoben. Die beiden ehemaligen katholischen Geistlichen, jetzt angriffige Vertreter des täuferischen Gedankens, waren vor ihrem Ubergang zur Täufer Sache ebenso stürmische Jünger Zwinglis gewesen, was daraus erhellt, daß sie sehr rasch, mit als erste Priester, zur Ehe schritten (Strählung 1523).

Das Abschiedsmahl findet am Mittwoch, dem 25. Januar 1525, abends, im Hause Ruedi Thomanns in dem „Gstad“ genannten Dorfteil zu Zollikon bei Zürich statt. Außer den beiden Theologen und dem Gastgeber ist noch Marx Bosphart, der Tochtermann Thomanns, der bei seinem Schwiegervater wohnt, anwesend. Während die vier noch speisen, treten Manz und Blaurock in das Zimmer. Der damals etwa drei- unddreißigjährige Georg Casakob, genannt Blaurock, aus Bonaduz in Graubünden, wurde bald einer der berühmtesten Täuferführer. Wie Röubli und Brötli war er ein früherer katholischer Weltgeistlicher. Er war ein Feuerkopf; seine Freunde nannten ihn einen „zweiten Paulus“. Als Bauernsohn war er mit dem Fühlen des Landvolkes gut vertraut. Ruedi Thomann kannte Manz und Blaurock bisher persönlich nicht. Warum kommen sie an diesem Abend trotzdem zu ihm? Nicht wegen seiner Person, sondern weil in seinem Hause heute eine — verbotene! — religiöse Versammlung statthaben soll. Ob diese Versammlung von Thomann selber oder von Brötli und Röubli angeregt worden ist, wissen wir nicht. Auf jeden Fall hat Ruedi Thomann seine Stube dafür zur Verfügung gestellt.

Nach dem Nachessen erscheinen noch drei weitere Besucher: Heinrich Thomann, der Bruder Ruedis, Jakob Hottinger, ein älterer Mann aus einer der bekanntesten Zolliker Familien, sowie Hans Brugg-

bach aus Zumikon, einem Nachbardorfe von Zollikon. Neun Männer — fünf Bauern, drei Theologen und ein in den weltlichen Wissenschaften Gebildeter (Manz) — sitzen um einen Tisch und halten eine Bibelstunde. Sie lesen im Neuen Testament und besprechen sich darüber. (Wir beachten, daß auch Felix Manz dabei mitmacht, dem ein Schweigegebot auferlegt ist.) Was sie lesen und worüber sie reden? Offenbar handeln sie von der Sündenverlorenheit der menschlichen Seele und davon, daß, gemäß der Heiligen Schrift, nur die Menschen gerettet werden, die Buße tun und sich taufen lassen. Denn plötzlich steht Hans Bruggbach auf. Er beklagt seine Sünden, ja er „weinete und schryve (schrie), wie er ein großer sänder were“. Er fleht seine Genossen an, daß sie Gott für ihn bitten möchten, und wünscht, daß man ihm, als Zeichen seiner Bekehrung, die Taufe erteile. Dieser gefühlsstarke Ausbruch der Sündenerkenntnis bei Bruggbach erklärt sich nur so, daß an diesem Abend — zweifellos in evangelischem Ton — von Schuld und Umkehr gesprochen wurde. (Daß Bruggbach durch frühere ähnliche Eindrücke schon innerlich vorbereitet war, ist wahrscheinlich.)

Bruggbachs Verlangen nach der Taufe wird erfüllt. Die Taufhandlung ist schlicht, aber nicht formlos. Vielmehr ist die Taufe in eine kurze Liturgie eingebettet, die von Blaurock und Manz im Wechsel gesprochen wird. Blaurock richtet zuerst an Hans Bruggbach die Frage, ob er die Taufe (Blaurock sagt: die Gnade) begehre. Bruggbach bejaht. Nun spricht Manz den in verwandter Fassung in der Apostelgeschichte (Kap. 10, Vers 47) enthaltenen Satz: „Wer will mir wehren, daß ich den nicht taufe?“ Blaurock antwortet: „Niemand.“ Jetzt ergreift Manz eine metallene Schöpfkelle mit Stiel (Gäsi genannt), wie man sie damals in der Küche benützte, und gießt damit Wasser über das Haupt des Täuflings und sagt dazu: „Ich taufe dich im Namen Gott Vaters, Gott Sohnes und Gott heiligen Geistes.“ Der ersten Taufe folgt in der gleichen Versammlung noch eine zweite. Jakob Hottinger, der sich in den letzten Wochen als hitziger Anhänger von Manz und Grebel bewiesen hatte, erhebt sich und läßt sich ebenfalls von Manz taufen. Diese Taufen waren sicher der wichtigste Zweck dieser Zusammenkunft. Sie war nicht eine Erbauungsstunde im gewöhnlichen Sinn, sondern eine Erweckungsversammlung, welche die Anwesenden zu Buße und Taufe leiten sollte.

Der Abend schließt mit dem heiligen Nachtmahl. Blaurock weist auf Brot und Wein hin, die auf dem Tisch stehen, und bricht das Brot in Stücke. Der Austeilung des Abendmahles schickt er eine Ansprache voraus, aus der uns Bruchstücke erhalten sind. Blaurock sagte (nach Ruedi Thomanns Angabe): „Wer da glaubt, daß ihn Gott mit seinem Sterben und rosafarbenen Blut erlöst habe, der komme und esse mit

mir von dem Brot und trinke mit mir von diesem Wein." Das Nachtmahl ist also nach diesen Worten die Feier derer, die sich erlöst wissen. Heinrich Thomann sagt aus, Blaurock habe gesprochen: „Wer zu unserer Vereinigung (das heißt: zu unserem Kreise) zählen will, der soll von diesem Brot essen.“ Gemäß diesem Satz darf das heilige Mahl von denjenigen genossen werden, die gewillt sind, sich der neuen Gemeinde der Täufer anzuschließen. Diese Bereitschaft, aber noch nicht die Taufe, wird von den Abendmahlsgästen verlangt. So kam es, daß alle Versammlungsteilnehmer, auch die nicht getauften (wohl mit Ausnahme von Heinrich Thomann), an diesem Abend das Brot und den Wein zu sich nahmen.

Die Hausversammlung bei Ruedi Thomann war Bibelbesprechung, Evangelisation, Kultfeier. Aber sie war nicht zuletzt auch ein Mittel, um der eben entstandenen täuferischen Gemeinschaft neue Glieder zu gewinnen. Unter diesem letzten Gesichtspunkt war der Abend nicht eben erfolgreich. Zwei der Anwesenden hatten sich taufen und in die Gemeinde aufnehmen lassen. Aber die anderen? Manz, Blaurock, Rübli und Brötlí hatten wenige Tage zuvor — um den 20. Januar, ebenfalls in Zollikon — die Wiedertaufe empfangen. Es blieben also drei übrig, die sich an unserer Versammlung nicht zur Taufe entschließen konnten: Ruedi Thomann, Heinrich Thomann und Marx Boshart. Von Heinrich Thomann wissen wir, daß ihn der Abend, der ihn nach dem Willen der Veranstalter hätte anziehen sollen, abgestoßen hat. Beim Anblick der Taufhandlung und des Abendmahles geht ihm, wie er sagt, der Schweiß aus; hätte er mitmachen müssen, wäre er zur Tür hinausgelaufen. Es ist der Angstschweiß, der dem alten Mann aus den Poren tritt. Kein Wunder! Was er sah, mußte er als religionschänderisch empfinden. Da spendet ein Laie die heilige Taufe, ohne alles liturgische Beiwerk und dazu an Erwachsene, die doch schon einmal getauft worden sind, während der Pfarrer Zwingli und die zwinglischen Prädikanten Säuglinge taufte, und zwar damals noch unter Anblasen, Teufelsaustreibung, Bekreuzigung, Benetzung mit Speichel und Ölsalbung, also nach altem katholischem Brauch. Und da bricht einer in einer Bauernstube gewöhnliches Brot und teilt es zusammen mit dem Wein aus, während Zwingli und die anderen evangelischen Prediger in jener Zeit noch am Altar im Meßgewand der Gemeinde Oblaten, aber nicht den Kelch, reicheten, das heißt das Abendmahl nach katholischem Herkommen unter einerlei Gestalt feierten.

Heinrich Thomann ist indessen der einzige, dem es in der Versammlung vom 25. Januar unheimlich wurde. Wahrscheinlich stand er dem Kreise innerlich fern; vielleicht war er nur aus Neugierde in die fromme Gesellschaft geraten. Sein Bruder Ruedi steht der Täuferbewegung

nahe, sonst hätte er Brötli und Röubli nicht zu sich gebeten. Auch Marx Bosphart ist von der neuen Richtung berührt. Zwar hat sich Bosphart am selben Abend noch nicht dafür entscheiden können, sich taufen zu lassen, aber was er miterlebt hat, bohrt in ihm fort. Nachdem die Besucher sich verabschiedet haben — nur Blaurock und Manz bleiben bei Thomann zu Nacht —, begibt sich Marx in seine Kammer. Aber er findet keinen Schlaf. Auch in der Nacht „sicht es ihn an“, wie er sich ausdrückt, will sagen: er bleibt unruhig; er weiß keinen andern Ausweg, als Gott zu bitten, er möge ihm rechte Erkenntnis geben. Gegen Morgen bricht die erbetene Erkenntnis mit schlechthin überzeugender Gewalt durch. (Marx erklärt vor den Richtern, „es hab inn also angesochtenn, daß ers schlechtlich habe müssen thun“.) Er weiß jetzt: Du mußt dich taufen lassen. Er erhebt sich am Donnerstag, dem 26. Januar, in aller Frühe und weckt den Schwiegervater, dazu Manz und Blaurock. Es kommt zwischen dem jungen Bauern und Blaurock zu einer seelsorgerlichen Unterredung, deren Hauptinhalt von dem Ohrenzeugen Ruedi Thomann überliefert wird. Blaurock bemerkt zu Marx: „Du bist bis har ein jung frölich man gsin“ und ermahnt ihn dann (in Anlehnung an Epheser 4, 22—24), den alten Adam abzulegen und den neuen anzuziehen und Buße zu tun. Bosphart ist dazu bereit. Nachdem so die Bußfertigkeit des Täuflings, die wichtigste Vorbedingung des Taufaktes, festgestellt ist, kann — durch Blaurock — am Marx Bosphart die Taufe vollzogen werden. Bosphart begegnet uns im selben Jahre als täuferischer Wanderprediger im Zürcher Oberland.

Nun kommt die Reihe an Ruedi Thomann. Er hat bis jetzt gezögert, aber jetzt drängt Blaurock in ihn: „Du bist ein alter Mann und dem Tode nahe, auch du mußt Buße tun und die Taufe begehren!“ Ruedi ist dazu willig, und so kann Blaurock auch ihn der neuen Gemeinde einfügen. Damit ist der Ring geschlossen. Von den Teilnehmern der Versammlung vom 25. Januar haben nun, der Außensteiter Heinrich Thomann ausgenommen, alle das Zeichen der Taufe empfangen. Aber ein Blaurock begnügt sich damit noch nicht. Ist nicht in der Apostelgeschichte (16, 33) von dem Gefangenewart zu Philippi berichtet, daß er sich samt den Seinen taufen ließ? Und muß in einer Gemeinschaft wie der täuferischen, welche das urchristliche Vorbild erneuern will, nicht auch diesem Zuge Rechnung getragen werden? Das ist Blaurocks Überlegung, und darum drängt er jetzt Ruedi Thomann, er solle auch an seinen Angehörigen und an seinem Gesinde die Taufe vornehmen lassen. Thomann ist einverstanden, und so sieht der Bauernhof im Gstaad an diesem Januarmorgen noch eine apostolische Übung nachgeformte Gemeinschaftstaufe.

Vorstehende Darstellung beruht auf den Aussagen der verhafteten Versammlungsteilnehmer. Eine vollständige Abschrift des betreffenden im Staatsarchiv Zürich liegenden Aktenstückes (E 171) verdanke ich Leonhard von Muralt. Ein unvollständiger Abdruck findet sich bei Emil Egli: Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation (1897), Nr. 636. Auf wissenschaftliche Belege und Erläuterungen muß ich an dieser Stelle aus Raumangel leider verzichten.
Separatdruck aus HORTULUS AMICORUM (Zürich). — Fritz Ernst zum sechzigsten Geburtstag, 14. Juni 1949.

Zwei Täufer-Dramen

Samuel Geiser

Es ist etwas Eigentümliches, daß in letzter Zeit die Täuferfrage die breite Öffentlichkeit beschäftigte. Die dichterische Darstellung der Täufergeschichte aus der Reformationszeit ist für uns etwas Neues. Der Kampf des Reformators Zwingli in Zürich mit dem Täuferum, ebenso der Kampf der Berner Patrizierherren mit den überzeugungstreuen Vertretern des Täuferums beschäftigt auf einmal die Dramatiker in der Schweiz. Daß gerade die tragische Täufergeschichte dramatisiert wird und den geschichtlichen Stoff der Schauspielkunst liefern soll, ist für unsere Täuferkreise etwas Auffallendes, um nicht zu sagen Befremdendes. Ob es Sensationshunger oder das Verlangen nach Richtigstellung der lang entstellten historischen Wahrheit ist, bleibt dahingestellt. Immerhin ist es erfreulich, daß während der letzten zwei Jahre in Bern und andern Schweizerstädten zwei Bühnenstücke über Täufer vor vielen tausend Zuschauern vorgeführt wurden, die eigentlich die Täufer in einem ganz andern Licht erscheinen lassen als die geschichtliche Darstellung früherer Jahrzehnte. Es wird da einfach der nackten Tatsache wie sie aus der objektiven Geschichtsforschung hervorgeht, Rechnung getragen und die Schuld an den Zerwürfissen nicht nur den geächteten Täufersn zugeschoben, sondern ganz offen das Verhalten der Reformatoren, resp. der Patrizierherrschaft in ein bedenkliches Licht dargestellt. Mag dem auch sein wie es wolle, vieles ist und bleibt ja Dichtung, aber der geschichtliche Hintergrund wird doch ganz anders beleuchtet als es der breiten Öffentlichkeit bis jetzt bekannt geworden ist.

Das erste Stück, betitelt „Brüder in Christo“, geschrieben von einem Katholiken, Cäsar von Arx in Solothurn, ist ein Drama in drei Akten. Zunächst werden wir in Zwinglis Arbeitsstube geführt, wo der Reformator sich mit dem Herzog von Württemberg unterhält und mit ihm über Grundfragen der Reformation spricht. Zwingli sieht aber die junge Reformationskirche als gefährdet an, obwohl er der ihr als gefährlich erscheinenden Täuferbewegung den Todesstoß versetzt hatte.

Schwere Gewissensbisse peinigten ihn; die drei Täuferführer, darunter der Hauptschuldige Felix Manz, hatten auf sein Betreiben hin ihr Leben lassen müssen. Seine Pläne, eine ganz evangelische Schweiz zu schaffen, schienen ihm zu scheitern, weshalb er eifrig einen Kriegsplan entwarf, um durch Unterwerfung der Katholiken die Sache der Reformation zu retten. Der Ratsherr Falk, Altbürgermeister von Zürich, hält Zwingli seine eigenen Worte vor: „der Krieg ist des Christen Abfall von Christus“, aber vergeblich. Zwingli entgegnete, das sei im Jahr 1521 gewesen, jetzt aber predige er den Krieg und treibe zum Krieg. Damals sei er dem Herrn ein schlechter Johannes gewesen, nun wolle er ihm ein besserer Petrus sein, der das Evangelium mit dem Schwert verteidigt. Er hoffte dabei auf einen glücklichen Ausgang „der Wahrheit zur Ehr, der Torheit zur Lehr, der Freiheit zur Wehr“.

Ein Zwiegespräch der Anna, Huldreich Zwinglis Frau, mit dem Ratsherrn Falk bringt uns der Täuferfrage näher. Die „Gemeinschaft der Heiligen“, wie die Täufer sie wollen, so sagte Anna, werde von Huldreich als eitel Trug angesehen. Und doch macht das „Lied von den Martern so die Täufer erleiden“, einen besonderen Eindruck auf die Gattin des Reformators. Mit Erschütterung liest sie:

„Wir schleichen in den Wäldern um,
sie hehen uns mit Hunden,
sie schließen uns in Ketten krumm,
streu'n Salz in unsre Wunden.

Sie haben unsrer viel gehenkt,
verbrannt, erwürgt, zerstochn,
sie haben unsrer mehr ertränkt

— — — — —

Hier stockt sie, da kurz vorher Felix Manz in der Limmat ertränkt wurde. Die Frage warum? beantwortet Falk: „Bloß weil sie sagen, dem Bekenntnis müsse die Erkenntnis vorausgehn — und also sei es nicht weniger töricht, ein unmündig Kind auf Christus zu taufen, denn man versiegle ein unbeschriebenes Papier. Wie erst die Schrift das Papier zum Brief, so mache das Leben erst den Menschen zum Christen, der heidnisch lebe, der sei ein Heid und wäre er zehnmal auf Christus getauft.“

Die weitere dramatische Darstellung ist eine Auseinandersetzung von Zwingli mit dem Ratsherrn Falk, der versuchte, den Reformator zu veranlassen, „sein Gesetz“, nach welchem die Täufer bei Strafe am Leben verbannt seien, zurückzunehmen. Obwohl Cornelius, der Sohn des Ratsherrn, zu den Vertriebenen gehörte, blieb alles Bitten um religiöse Freiheit bei dem Reformator umsonst. Zwingli wandte sich

wieder seinen Kriegsplänen zu. Er erklärte: „Es geht um die Freiheit unseres Glaubens! Wir kämpfen um Gottes und der Gerechtigkeit willen! Gewinnen wir den Krieg, gewinnen wir ihn für Gott — verlieren wir ihn, hat Gott ihn verloren! Wir sind von ihm zu seinen Streitern erwählt — für den Erwählten gibt es keine Wahl mehr — wir müssen den Krieg ab der Kette lassen!“

Die weitere Entwicklung läßt uns einen tiefen Blick tun in Zwinglis Familienleben. Seine Frau Anna sucht ihn unter Tränen von den „blutroten“ Kriegsplänen abzubringen. Sein Büchlein „Wie man die wahren christlichen Hirten und wie man wiederum die falschen erkenne, auch wie man sich mit ihnen halten soll“ sucht er nun so zu deuten, daß ein wahrer Hirte zur Zeit der Verfolgung nicht fliehe, sondern für die Wahrheit kämpfe.

Nun erscheint unverhofft auf der Bühne der verbannte Cornelius Falk. Er nähert sich Zwingli und sagt ganz gelassen: „Nein, Bruder Huldrych, ob du auch wolltest: du könntest, du dürftest mich nicht begnadigen, sintemal du den Manz und die andern Brüder nicht begnadigt hast. Sie lehrten und tauften nicht anders denn ich — gleiches Vergehn fordert gleiche Strafe. — — — Sind wir Täufer nicht Ketzer in deinen Augen? Rottierer? Aufwiegler? Wölfe im Schafpelz? Falsche Propheten, von denen es heißt, daß sie für Jerusalem das Heil verkünden, wo es für Jerusalem des Heils nicht gibt? — Und hat nicht der Herr Gott Zebaoth durch Moses geboten, solche falsche Propheten auszurotten und das Böse aus eurer Mitte zu tilgen?“ Zornerfüllt entgegnet Zwingli: „Cornelius, das ist, das du willst! So hat es der Manz gewollt, so wollens die andern! Drum brecht ihr die Ursehde! Drum troht ihr dem Gesetz! Drum lehrt ihr, als wäre es euch nicht verboten! Drum tauft ihr, kostet es auch den Kopf! O, ihr seid klug und tückisch wie Schlangen: Blutdunst ist der zäheste Weihrauch, nicht wahr? Die Märtyrerkrone heiligt euch Narren! Eine Lüge, für die gestorben wird, überlebt eine Wahrheit, der niemand sich opfert! Weil euch das Leben unrecht gibt, soll euch der Tod rechtfertigen! — Cornelius, ich will dein Blut nicht auf meinen Hals! Sag deinem Irrtum ab! Widerruf die zweite Tauf an dir! Widerruf sie an allen, die du getauft hast! Bekenne dich ledig der Schwarmgeistererei! — Bist du heimgekehrt in unsere Stadt, kehr nun auch heim in unsre Kirche. Sei wieder der unsere! Sei wieder mein Freund!“ — — — Leise sagt Cornelius: Ich bin dein Bruder in Christo, Huldrych — — ist das nicht mehr? Besonders bitter für Zwingli müssen die Worte von Cornelius ihm gewesen sein, indem er noch sagte, daß des Zwinglis Schriften ihm Trost, Kraft und Mut in den düstern Tagen der Verfolgung gegeben haben.

Nun greift der Vater Falk selber in die Debatte ein. Er hält

Zwingli vor: „Du und dein Wort seid uneins geworden — Huldrych, dein Wort steht wider dich auf! Dein Wort von der christlichen Freiheit des Glaubens. Sie zu verteidigen, greiffst du zum Schwert, du schreckst nicht zurück vor dem Bruderkrieg — doch die nämliche christliche Freiheit des Glaubens sprichst du den Andersgläubigen ab! Die Glaubensfreiheit ist kein Vorrecht, sie ist ein Recht, ein Recht für alle oder für keinen! — Wie kannst du verfolgen was du verteidigst?! Wie kannst du verteidigen was du verfolgst?!“ Cornelius fügte noch bei: „Du riffest den römischen Prunk von den Wänden, du segtest die Bilder von den Altären, du schmolzest Monstranzen und Kelche ein — aber du legtest nicht Hand an die Mauern, Huldrych — die Kirche, das Haus ließeſt du stehen! Gott wohnt nicht in Häusern, Gott wohnt in den Herzen. — Die Gemeinschaft der Menschen reinen Herzens, sie ist die wahre Kirche Christi.“ Mit grimmigem Hohn fuhr Zwingli auf: „Die Gemeinschaft der Menschen reinen Herzens: das seid ihr! Die Täufer! Die Gemeinschaft der Heiligen!“ — Schlicht antwortete Cornelius: „Das sind alle, die in der göttlichen Gerechtigkeit leben, wie Christus sie uns in der Bergpredigt lehrt.“

Hart war die Antwort Zwinglis: „Darum, Cornelius, sag ich dir weiter, eure Gemeinschaft der Heiligen ist eitel Trug! Euer Heiligtum ist Scheinheiligkeit, ist Täuschung und Dünkel! Ihr gleichet den Engeln, die Gott wollten gleichen! Ihr belügt euch selbst!“

Ergreifend war die folgende Szene, wie Cornelius von den Stadtknechten als Gefangener in den Turm abgeführt wird. Vorher zieht er seinen weißen Rock aus, übergibt ihn feierlich seiner Stiefmutter Margarete, die denselben nach seinem Märtyrertode als Andenken den Brüdern in Mähren bringen soll. Entsetzlich war der Anblick des abgezehrten, von Narben, Brandmalen und blutunterlaufenen Striemen überdeckten Körpers des jungen Menschen. Das haben „die Brüder dem Bruder“, „die Christen dem Christen“ in Christi Namen getan. Margarete, die Stiefmutter von Cornelius, wurde von diesem als „Schwester in Christo“ getauft, und auch der Vater Falk beehrte von Cornelius die Taufe zum Zeichen dessen, daß er sich von der Kirche scheidet, und zur „Gemeinschaft der Heiligen“ bekenne.

*

Das zweite Bühnenstück, aufgeführt vom Berner Heimatschutz-Theater, die „Barbara“ von Heinrich Künzi, Lehrer in Madsöwil, Oberaargau, führt uns in das Bernerland, wo die Berner Patrizierherren den Kampf mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen das Täuſertum geführt hatten. Das Schloß Thunſtetten im Oberaargau wird als Schauplatz dieser Ereignisse dargestellt. Es war anfangs des

18. Jahrhunderts, als der Ortspfarrer mit einem Vertreter des Kirchenrats, dem Chorrichter, im Gespräch auf den Täuferglauben der jungen Barbara Lerch zu sprechen kam. Auch gegenüber dem Baumeister Jenner äußert sich der Predikant, daß die „Irrelehre der Täuferlei“ emporwächst. Der Landvogt von Narwangen, Hieronimus von Erlach, wird gelegentlich durch die Straßrödel auch aufmerksam auf die Barbara Lerch, die aus einem „Täufernest“ stammte. Herr von Erlach sollte „die schöne Sünderin“ bald kennen lernen. Der Pfarrer hatte nach seinen Ausfagen schon alles versucht, das treue dienstbare Mädchen „zur Vernunft zu bringen“, aber alles umsonst. Er rät dem Landvogt, etwa drei Wochen strenge Kerkerhaft mit ihr zu versuchen. Der Landvogt weigert sich vorderhand, „Märtyrer zu machen“. Pfarrer Eyen behauptet aber, daß die Barbara das Evangelium, die Wahrheit, verleugne, weil sie nicht zur Kirche gehe, gehöre somit ins Lager des Antichrists. Die Obrigkeit, der Staat, sei da, die Kirche zu schützen, und umgekehrt könne die Kirche vom Staat Schutz verlangen. Herr Jenner bezeichnete es als lächerlich, daß die Kirche bei den „gnädigen Herren“ Schutz gegen eine 22jährige Bauerntochter suchen müsse. Der Pfarrer dringt aber darauf, daß die Barbara sich „vor Gott beuge“ und demütig werde. Aber kurz muß die Barbara vor dem Landvogt auf dem Schloß erscheinen, um sich zu verantworten wegen Versammlungsbesuch und Gastfreundschaft bei den Täufern.

Ergreifend ist der Abschied bei Barbaras Pflegmutter, die sie zu trösten versucht, mit dem Hinweis, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln. Nun tritt der Pfarrer ins Zimmer und will die Barbara noch ermahnen, es sei noch nicht zu spät zur Umkehr. Sie habe sich gegen die Kirche, „die alleinige Mittlerin zwischen Gott und den Menschen“, veründigt, was wider Obrigkeit und Gesetz sei. Barbara will aber nur von einem Mittler Jesus Christus wissen. Ihre Antwort erachtete der Pfarrer jedoch nur als „Täufergeschwätz“ einer Verführten und Verblendeten. Paulus lehre doch klar, aller menschlichen Ordnung untertan zu sein, die Diener der Obrigkeit seien von Gott eingesetzt, die derselben widerstreben, sollen ihr Urteil empfangen. Er gab ihr zu verstehen, daß er selber, als verantwortlicher Seelsorger, sie bei dem Landvogt eingeklagt habe. Barbara ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern wollte alles erdulden, „was der Liebgott über sie ergehen lasse“. Der Reitknecht Daniel führt hierauf die Barbara zur Verantwortung auf das Schloß Narwangen, wo auch der Pfarrherr vorgeladen war. Im Audienzsaal stellte sich heraus, daß die bisherigen Bekehrungsversuche vergeblich waren, obwohl dem Mädchen Himmel und Hölle vorgestellt worden sind. Der Landvogt aber bemerkte, die Barbara Lerch sei keine gemeine Verbrecherin, die man so ohne weiteres in ein „finsternes Loch“ werfen

könne. Der Baumeister Jenner, der auch vor Gericht erschienen, meinte zwar, man habe den Eindruck, der Pfarrer habe in seiner Strenge nie etwas von Nächstenliebe gehört. Der Pfarrer entgegnete ihm, wer den wahren Glauben und die reine Lehre verachte, habe keinen Anspruch auf christliches Mitgefühl, der Landvogt soll die Barbara am „sträbsten Berleß“ bei Wasser und Brot gefangen setzen. Auf Wunsch des Pfarrers wurde die Verhaftete nun vorgeführt, die nach Ansicht des Landvogts riskiere, vor die Täuferkammer nach Bern zitiert zu werden, vor welcher Instanz kein Täufer jemals Gnade gefunden hätte. Vor dem ganzen Gerichtstribunal bekannte Barbara, daß sie nicht gedenke, ihrem Täuferglauben abzuschwören, obwohl der Pfarrer ihr nochmals vorlegte, daß sie vom guten Pfad abgekommen, sie solle doch in den Schoß der Kirche, in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen zurückkehren, da doch „üße Herrgott“ sich ihr gegenüber so langmütig und geduldig erweise. Barbara dankte dem Herrn Predikant für seinen wohlgemeinten Rat, aber die Kluft zwischen den beiden Glaubensüberzeugungen werde kein Mensch zu überbrücken vermögen, lieber ertrage sie Gefangenschaft, Hunger, Verschickung, oder zulezt den Tod — hinter dem allem die Verheißung des ewigen Lebens. Sie vermögen ja nur den Leib zu töten, aber die Seele nicht. Jeglicher Haß, auch gegen ihre Verfolger, sei ferne von ihr, der Heiland habe gesagt: Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir... Die Treue der Täuferin erwies sich stärker als „eure theologische Weisheit“, wie der Herr Jenner hierauf dem Pfarrer zu verstehen gab.

Der letzte Akt des Stückes ist leider etwas unglücklich. Daß hinter dem Rücken des Landvogts die Flucht nach dem Fürstbistum Basel (Jura) organisiert wird und dann doch noch durch Vermittlung des Landvogts die Gefangenen nach dem Jura auswandern, ist zu unwahrscheinlich und ist ein Widerspruch.

*

Die beiden Vorführungen über Täufer auf der Theaterbühne machten einen gewaltigen Eindruck auf das Publikum. Das Volk empfanden war bis auf wenige Jahre zurück gegenüber dem Täuferum vielfach negativ. Nun bekam aber die Öffentlichkeit etwas anderes zu sehen als bis jetzt ihr bekannt war. Ich erlaube mir zu sagen, diese Darstellungen waren eine dramatische Notwendigkeit, zum Zweck, den geschichtlichen Stoff lehrreich zu verwenden. Während Cäsar von Arx sich bemüht hat, bei aller dichterischen Freiheit, die Hintergründe und Zeitumstände getreu darzustellen, als echter begnadeter Dichter, hat er mit feherischer Einfühlungsgabe jene Zeit erfaßt und gestaltet wie sie war. Künzi dagegen, so wertvoll und gediegen sein Werk sonst ist, hat

die Zeitverhältnisse nicht durchweg richtig wiedergegeben und dem dramatischen Effekt zu Liebe die innere historische Wahrheit, mit der er übrigens ungenügend vertraut zu sein scheint, geopfert. Einem Kenner der bernischen Rechtsgeschichte würde es nicht schwer fallen, bei ihm eine Anzahl historischer Fehler nachzuweisen.

Die Mennoniten und Wiedertäufer in der deutschen Literatur seit 1945*)

Horst Quiring

Die Öffentlichkeit hat von den Mennoniten Kenntnis genommen durch die umfangreichen Leistungen des Hilfswerks. Diesenigen, die bisher von Mennoniten noch nichts gehört hatten, erfuhren zum ersten Male, wer wir sind. In der Rheinischen Illustrierten (Nr. 7, 1949) wird ein Artikel gebracht mit der Überschrift: „Ihre Liebesgaben kennen alle, wer sie sind, wissen wenige“. Dazu bringt der Bericht Bilder von den Amischen Mennoniten.

Die beiden Zeitschriften, die dem Hilfswerk der evangelischen Kirchen Deutschlands nahestehen, „Sonntagsblatt“ und „Christ und Welt“, brachten 1948 seit ihrem Erscheinen laufend Notizen und Nachrichten über die Mennoniten, Hinweise über ihre Geschichte, ihre Hilfstätigkeit, ihre Teilnahme an der Amsterdamer Weltkirchenkonferenz und eine Vorschau auf die Weltkonferenz in Amerika. Leider fehlte ein Artikel, der die Weltkonferenz der Mennoniten selbst behandelte, er hätte unbedingt aus unseren Reihen gestellt werden müssen.

Das Interesse an den weltweiten Wanderungen der Mennoniten und ihren kulturellen Leistungen wird wachgehalten durch Artikel wie den von Dr. Walter Quiring „Deutsche Bauern siedeln in Mexiko“ in: „Die Neue Zeitung“ vom 30. 4. 1949. Der Aufsatz des bekannten Verfassers schildert Mühe und Erfolge der Ansiedlung und hebt hervor, daß die mexikanische Regierung auf die Erfolge in Chihuahua stolz ist.

Der alttäuferische Grundsatz der Wehrlosigkeit wird erwähnt in dem Buch von Otto Witt „Christ und Kriegsdienst“. Vom hohen Beruf der Gemeinde Jesu in der Welt. 104 S. Vita nuova Verlag, Stuttgart. Der Verfasser selbst, Pfarrer und Kriegsteilnehmer, stellt die Geschichte der Wehrlosigkeit von den Zeiten der Urgemeinde bis heute dar

* Vortrag auf der Tagung des Geschichtsvereins am 19. 6. 49, Thomashof.

und weist auf die Mennoniten, Quäker und ernstesten Bibelforscher als die konsequenten Verfechter der Wehrlosigkeit hin. Das Buch ist ein wertvolles Quellenmaterial zu dieser Frage. Im übrigen verweise ich auf die Besprechung von Theo Glück im Gemeindeblatt der Mennoniten Nr. 9, 1949.

Ferner nenne ich folgende bedeutsamen Veröffentlichungen, die die Geschichte der Täufer und Mennoniten zum Gegenstand haben:

Vorläufer des Antichrist

von Erich Müller-Gangloff. 344 S. 1948 Wedding-Verlag Berlin

Hier wird in einem bedeutsamen Werk der Versuch gemacht, auf Grund der neuen Schau des Bösen, des Antichristlichen in der Welt, nach Erscheinungen des Antichrist in der abendländischen Vergangenheit zu suchen. In den Scharlatanen und Betrügern von angemaßter Macht, hinter der sich die eigene Ohnmacht verbirgt, manifestiert sich das Böse, das oft genug getarnt als das Gute, als Friedenswerk erscheint. In diesem Zusammenhang wird übrigens auch die Gestalt des Faust neu gesehen. Auch er trägt Züge des Scharlatans, des Menschenversführers.

Ein besonderes Kapitel wird den schwärmerischen Wiedertäufern der Reformationszeit gewidmet, vor allem der Gestalt Jan Bockelssons, des Königs im kurzlebigen Reich von Münster. Die geschichtliche Darstellung als solche bringt nichts, was uns nicht schon bekannt wäre und folgt im wesentlichen den Ausführungen des Buches von Fritz Reck-Mallefcwien: Bockelsson, Geschichte eines Massenwahns, Berlin 1937. Neu ist der Zusammenhang, in dem das schwärmerische Wiedertäufer-tum gesehen wird. Die antichristlichen Züge werden in folgendem festgestellt:

1. Ihre Lehre von den drei Zeitaltern, die auch ein Ranke als Mittelpunkt ihrer Anschauungen gezeichnet hat: die erste Weltzeit hat mit der Sintflut geendet. In der zweiten Epoche hat Gott seinen Sohn gesandt— aber vergebens. Ehe daher Christus wiedererscheint, müsse seinen Feinden die Macht genommen und ein Reich der Gerechtigkeit ausgerichtet werden. Nun, wie dieses Reich in Münster ausah, zeigen die Ehegesetze, die die Vielweiberei vorschrieben, die Hinrichtungen am laufenden Band, der pomphafte Hofstaat mit dem märchenhaften Prunk, hinter dem nichts Reales stand, das angemaßte Königtum und schließlich das unrühmliche Ende.

2. Bockelsohn leugnete vor seinem Tode alles ab und zeigte sich in seiner Erbärmlichkeit als der kleine Mann, der er wirklich war, dem es allerdings gelungen war, durch einen Massenwahn Menschen zu allen möglichen Handlungen zu verführen.

Wir können es nur begrüßen, daß die Geschichtsforschung der letzten Jahrzehnte die Abgrenzung der stillen Täufer, unserer geistlichen Ahnen, gegenüber diesen Schwärmern vollzogen hat.

Eine Frage bleibt allerdings offen: sind jene Schwarmgeister, die Rattenfänger der Reformation, wie sie sarkastisch von Gangloff bezeichnet werden, nicht doch subjektiv überzeugt gewesen von ihrer besonderen Sendung, nämlich, daß sie die Wegbereiter der Endzeit seien? Wenn wir auf das Ende der anderen sogenannten Statthalter von Münster blicken, so können wir feststellen, daß sie zum großen Teil an der Spitze der von ihnen fanatisierten Massen bis zum letzten Augenblick gekämpft haben, bei Verhör und Folterung standhaft blieben und ungebeugt für ihre Überzeugung in den Tod gingen wie Knipperdolling, der Oberhenker und Knechtling, der Königsleutnant von Münster.

Was Thomas Münzer wirklich war

von Richard Bremer in: „Neubau, Blätter für neues Leben aus Wort und Geist“, Jahrgang 4, Heft 2, 1949, Neubau-Verlag München.

Dieser Zeitschriftenartikel befaßt sich ebenfalls mit dem schwärmerischen Täuferium und stellt Thomas Münzer in den Mittelpunkt des Geschehens neben Hans Böheim, den Pfeiffer von Niklashausen und Jan Bockelson von Leyden. Auch dieser Artikel kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie das oben angeführte Werk von Müller-Gangloff. Aus den Erschütterungen der Gegenwart gewinnt man ein neues Verständnis für diesen Revolutionär, der unheimliche Parallelen mit gegenwärtigen Führergestalten hat. Thomas Münzer wie die beiden anderen genannten Revolutionäre „waren verstiegen, besessen, vermessen. Alle drei ließen das vermissen, was wir am dringendsten brauchen: die klare Erkenntnis der Tatsachen, den nüchternen Sinn für die Wirklichkeit“. Da sie in religiös bestimmten Zeiten lebten, konnten ihre Bewegungen nur religiöse sein. Alle drei begeisterten und fanatisierten Tausende von Anhängern, stellten sich an die Spitze von Massenbewegungen, wollten tausendjährige Reiche errichten und erlitten das gleiche Schicksal. Interessant ist der Hinweis, daß mancherorts nach Thomas Münzer in steigendem Maße Straßen und Plätze genannt werden.

Hans Denk

Inaugural-Dissertation von Albrecht Hege, im Manuskript vorliegend,
1940, 147 Schreibmaschinenseiten.

Diese Dissertation behandelt das Leben Hans Denks von seinen Jugendjahren bis zu seiner Führerschaft im oberdeutschen Täufertum und in einem zweiten Teil seine Theologie nach folgenden Gesichtspunkten:

- I. Gott und Mensch
- II. Geist und Schrift
- III. Der Weg des Menschen zu Gott
- IV. Die Gemeinschaft des Menschen mit Gott.

Es ist das Verdienst dieser gründlichen und klar geschriebenen Arbeit, daß wir hier nach dem neuesten Stand der Forschung ein Bild vom Leben und Werk Hans Denks erhalten. Sie hat ihren besonderen Wert darin, daß ein Theologe aus mennonitischem Hause mit guter Kenntnis der Reformatoren die Aufgabe angepackt hat. Wir können darum auch die Urteile und Schlüsse, zu denen der Verfasser gelangt, im wesentlichen unterschreiben. Das in unserem Zusammenhange bedeutungsvollste Kapitel ist das letztgenannte (IV), in dem er auf die Fragen von Leben und Lehre zu sprechen kommt, weil sich hier der Gegensatz zu den Reformatoren entzündet. Der Kampf der Reformatoren gegen die Werkgerechtigkeit wurde von vielen so mißverstanden, daß das christliche Leben unwichtig sei gegenüber dem reinen Glauben. Gegen dieses Mißverständnis hat Denk angekämpft und Leben und Lehre in eins gesetzt. „Die Ineinssetzung von Leben und Lehre konnte zurückführen in die alte katholische Werkfrömmigkeit, sie mußte es aber nicht tun. Der Weg zu einem wahren und gelebten Christentum stand hier eben so offen wie bei Luthers eigener Lehre. Wohl hat es im Täufertum den Weg in eine enge Gesellichkeit gegeben, aber es handelt sich bei ihnen dann um eine falsche Überbetonung des Lebens gegenüber der Lehre. Hans Denk dürfen wir zu dieser Gruppe des Täuferturns nicht rechnen, davor schützt ihn seine, bei aller Betonung des Gesetzes doch gesetzesfreie Haltung und sein Wissen um die Liebe als des Gesetzes Erfüllung, ebenso wie die klare Ablehnung jedes Leistungs- und Lohngedankens.“ An diesem kleinen Beispiel soll gezeigt werden, in wie klarer Weise der Verfasser seine Schlüsse zieht und den Wert Hans Denks herausstellt.

Auf einen zweiten Punkt der Anschauung Hans Denks wollen wir noch hinweisen, den der Verfasser ebenfalls sehr klar herausgearbeitet hat. Die moderne Täuferforschung ist sich darin einig, daß alle grund-

sächlichen Fragestellungen des Täuferturns im Gemeindegedanken verankert sind, er ist das Herzstück der einzelnen täuferischen besonderen Lehrpunkte. Hege weist nach, daß Denk sich darin von den übrigen Täufem unterschied, daß für ihn der Gemeindegedanke nicht das Zentrum seiner Theologie bildete, sondern ihm erst später durch Hubmaier nahegebracht wurde. Er bekennt sich in seinen ersten wie in seinen letzten Schriften zu einer unsichtbaren Weltgemeinde, die vielleicht einmal auf Erden in Erscheinung treten wird. Hans Denk hat sich Zeit seines Lebens als „Glie d dieser großen Weltgemeinde geföhlt, die Gott in allen Zungen, Sprachen und Kirchen anbetet und preißt“. Denk erweist sich hier als einer der Väter des ökumenischen Gedankens.

Es wird aus diesen kurzen Andeutungen vielleicht klar geworden sein, daß wir es bei der Arbeit von Albrecht Hege mit einer bedeutsamen Studie der Täuferforschung zu tun haben, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Drucklegung ermöglicht werden könnte, u. A. in einer gekürzten Zusammenfassung.

Die kirchliche Lehre von der Taufe

von Karl Barth in: Theologische Studien, Heft 14, 1947, 48 S.

Evangelischer Verlag Zollikon: Zürich*

Diese Schrift von Karl Barth, dem bedeutendsten Theologen des Kontinents, hat eine ungeheure Wirkung in allen Kirchen ausgelöst. Auf Grund einer eingehenden systematischen und neutestamentlichen Untersuchung kommt er zu dem Schluß, daß die Kindertaufe aus der Schrift nicht zu rechtfertigen sei. „Taufe ohne jede verantwortliche Willigkeit und Bereitschaft des Täuflings ist wahre, wirkliche und wirkfame, sie ist aber nicht rechte, sie ist... verdunkelte Taufe. Sie ist eine Wunde am Leibe der Kirche und eine Krankheit der Getauften.“ Barth stellt die Frage an die Kirche, „wie lange sie sich noch durch eine nach dieser Seite willkürliche Taufpraxis der Verursachung dieser Wunde und Krankheit schuldig machen will.“

Wir wollen hier nicht auf das Für und Wider eingehen, das diese Schrift von Barth veranlaßt hat. Es besteht jedenfalls weithin die Einsicht, daß es vielfach äußere Gründe sind, wenn man an der Kindertaufe festhält. Als eine Stimme von vielen nenne ich nur die Ausführungen von Prälat Dr. Hartenstein aus einem Vortrag im Frühjahr letzten Jahres: „Wir spüren alle: so können wir nicht mehr weiter die Kinder taufen, wie das nach volkskirchlichem Usus die Sitte gewesen ist.

* Vgl. den Artikel von B. H. Unruh in diesem Heft.

Warum nicht? Wir entwürdigen und entwerten das Heilige Sakrament der Taufe zu einem frommen Spiel, zu einer Gebärde, zu einem Schnörkel am Wege des Lebens. Denn wer kann dafür einstehen, daß auch nur ein kleiner Teil dieser so getauften Kinder den Weg zu dem Herrn findet, auf den sie getauft sind? — Dies ist ein Zeichen der Geburt, der neuen Glaubens- oder Taufkirche, wenn Sie so sagen wollen. Wie immer das dann geregelt wird, ob nur der Erwachsene getauft werden kann, der wirklich Christ sein will, oder das Kind im heranwachsenden Alter, die Konfirmation durch die Taufe ersetzt wird, was das Normale wäre, wissen wir noch nicht genau. Die Synode wird sich damit zu beschäftigen haben. Das ist ein Zeichen, an dem Sie sehen, wie schmerzvoll der Übergang von der Volks- zur Glaubenskirche ist. Denn keine Kirche wird ohne Schmerzen und Leiden die Kindertaufe preisgeben.“

In der Schrift von Barth wie in dem Zitat von Hartenstein werden die Mennoniten namentlich nicht erwähnt, aber wir spüren, daß hier Glaubensüberzeugungen unserer Väter zur Auswirkung kommen, für die sie vor 400 Jahren ihren Kopf hinhalten mußten.

Auf dem Grunde der Apostel und Propheten

Festgabe für Landesbischof Wurm, herausgegeben von Max Löser
1948, 360 S. Quellverlag Stuttgart.

Aus diesem Werk entnehmen wir dem Beitrag von Karl Hartenstein: die Beziehungen von Württemberg und Basel; ein Beitrag zur Kirchengeschichte Süddeutschlands und der Schweiz. Hartenstein kommt in diesem Artikel auch auf die süddeutschen und schweizerischen Täufer zu sprechen, vor allem auf Wilhelm Reublin und Michael Sattler und schildert deren Wirken in der Schweiz und in Süddeutschland. Es ist eine Darstellung, die auf dem neuesten Stand der Forschung beruht und dem Anliegen der Täufer gerecht wird. Es wäre wünschenswert, in diesem Zusammenhange auch Hans Denk zu erwähnen, der sowohl in Württemberg (Ulm) als auch Basel wirkte und dem süddeutschen Täufer-tum das Gepräge gab.

Marguerite Valmore

von Eva Caskel, Roman. 1948, 331 S.

María-Honeit-Verlag, Hamburg.

Eine junge Französin, Marguerite Valmore, wächst im Frankreich der Revolution von 1789 auf einem Bauernhof heran und heiratet den

Hauptmann der napoleonischen Armee Gaston Valmore. Die Ehe ist nur von kurzer Dauer. Gaston zieht mit Napoleon nach Rußland und fällt. Marguerite, die ihm nach einer gefährlichen Reise gefolgt ist, findet ihn als Toten in einer russischen Hütte wieder. Erschöpft von den Strapazen der Rückreise, wird sie bei Danzig im Hause des mennonitischen Ältesten David v. Buiren gastlich aufgenommen — die Heimreise ist ihr durch die Kriegswirren versperrt. Sie geht schließlich eine zweite Ehe mit David v. Buiren ein, die jedoch, da sie Katholikin ist, nicht in Westpreußen geschlossen werden kann, sondern bei den Glaubensgenossen in Haarlem eingegnet wird.

In der Ehe mit dem Ältesten wächst sie trotz anfänglicher innerer Schwierigkeiten in die mennonitische Gemeinschaft hinein. Sie erlebt die Nöte der Belagerung, der französischen Besatzung von Danzig durch die Russen, den Kampf um die Aufrechterhaltung des mennonitischen Grundsatzes der Wehrlosigkeit und schließlich die Auswanderung von Mennoniten nach der Ukraine.

Das ist, kurz gesagt, der Inhalt des Romans.

Warum wir auf dieses Buch hinweisen? Es geschieht nicht oft, daß ein Nichtmennonit zur Feder greift und das mennonitische Milieu als Hintergrund für einen Roman wählt. Es gehört schon besondere Einfühlungsgabe dazu, und in der Tat hat sich die Verfasserin, die lange Zeit in Danzig lebte, sehr bemüht, in die Eigenart der westpreussischen Mennoniten einzudringen und durch Archivstudien in Danzig die besondere geschichtliche Entwicklung kennenzulernen. So ist es ihr gelungen, viele Einzelzüge aus dem Alltag der Mennoniten treffend zu charakterisieren: das einfache Leben auf den Höfen, den guten Zusammenhalt in Not und Anfeindungen, die selbstlose Hilfeleistung und Gastfreundschaft für alle Bedrängten, das patriarchalische Familienleben mit seinen Licht- und Schattenseiten. Auch die Namen wie Dyck, Harder, Thiesen usw. deuten auf ihre genaue Kenntnis der Mennoniten hin.

Nicht immer gelingt einem außenstehenden Schriftsteller eine solche, verhältnismäßig gute Darstellung von Land und Leuten bei unserer so ausgeprägten einmaligen Geschichte. Meist wird daraus eine spöttische Verzerrung von Einzelzügen — wie etwa bei Wildenbruchs Drama „Der Mennonit“ — oder eine Lobeshymne auf unsere kulturellen Leistungen, die übertrieben und darum einseitig wirkt.

Daneben sind nun aber doch bei Eva Caskels Buch schwerwiegende Fehler unterlaufen, die nicht irgendeiner Absicht, sondern der Unkenntnis der Feinheiten unserer Geschichte zuzuschreiben sind. Vielleicht fallen sie der großen Masse der Leser nicht in die Augen, aber in unseren Reihen werden sie unangenehm empfunden. Es ist geschichtlich nicht möglich, daß ein mennonitischer Ältester eine französische Katholikin heiratet, die noch

dazu starke weltfreudige Züge aufweist. Ebenfalls wissen wir, daß nach der Auswanderung nach Rußland in der ersten Generation keine Mischehen mit russischen Frauen vorgekommen sind. Die Gemeindezucht äußerte sich auch nicht darin, daß die reuigen Sünder im Betsaal sich abgesondert auf das „Armesünderbänkchen“ setzten, wie es die Eltern des Cornelius Dyck tun, der freiwillig Soldat geworden ist, ferner ein Bauer, der durch Trunksucht und Spiel (?) seinen Hof verloren hat und ein junges Mädchen, das aus einer außerehelichen (!!) Verbindung hervorging! Es dürfte auch nicht zutreffend sein, daß bei den Beratungen der Männer im Betsaal im Anschluß an den Gottesdienst „guter holländischer Tabak“ geraucht wurde!

Wohl dürfen wir in einem Roman — denn um einen solchen handelt es sich ja — kein Geschichtswerk erwarten, aber das Maß an dichterischer Freiheit ist doch begrenzt durch die Eigenart einer so besonderen Geschichte, wie sie unsere Gemeinschaft erlebt hat.

Eine andere Frage ist die: was hat die Verfasserin mit dem Roman bezweckt? Aus dem oben Angeführten wird deutlich geworden sein, daß es ihr ersichtlich nicht um einen geschichtlichen Roman geht. So offenkundig hier ein literarisches Denkmal gesetzt wird dem fleißigen, anständigen, gastfreien westpreussischen Menoniten, so sehr steht ein anderes Anliegen im Hintergrund:

Die schreckliche Not der letzten Jahre mit der Massenflucht aus dem Osten, die Trennung von Ehen und Zerstörung von Familien mit dem unvermeidlich folgenden Kinderelend, das erneute Sesshaftwerden in anderer Landschaft, das alles sind Erlebnisse, die noch zu frisch in der Erinnerung sind, als daß sie schon literarisch gestaltet werden könnten. So werden diese Lebensnöte zurückverlegt in eine abgeschlossene Vergangenheit, und welche Zeit könnte da geeigneter sein als die napoleonische mit ihren Kriegswirren und der Massentragedie beim Feldzug gegen Rußland?

So findet der aufmerksame Leser auf Schritt und Tritt Parallelen zu seiner eigenen notvollen Gegenwart und sieht bestätigt, daß das Wurzelschlagen in neuer Umgebung damit beginnt, den Blick nach vorwärts zu richten und Vergangenen nicht nachzutrauern. Viele der heute von ihrer Heimat Vertriebenen können das Selbstgespräch Marguerite Valmores unterschreiben: „Ich habe Jahrzehnte meines Lebens damit verbracht, der Zeit nachzuträumen, in der ich glücklich war. Und wenn ich jetzt Ruhe gefunden habe, so ist es, weil ich aufhörte, diese Frage zu stellen.“

Generalversammlung des Mennonitischen Geschichtsvereins

am 19. Juni 1949 auf dem Thomashof

Paul Schowalter

Die Versammlung war einberufen worden im Anschluß an die Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden“ am 15. Juni auf dem Branchweilerhof, einen Mennonitentag am 16. Juni in Neustadt a. d. Haardt und eine Konferenz über die Frage der Wehrlosigkeit am 17. und 18. Juni auf dem Thomashof.

1. Nach einleitendem gemeinsamen Gesang verliest der Vorsitzende Dr. Ernst Crous Eph. 6, 10 ff. Er begrüßt die Versammlung (36 Mitglieder und 13 Gäste) und ruft ausgehend von der vorangegangenen Tagung im Blick auf die Arbeit des Geschichtsvereins auf zum geistlichen und geistigen Kampf, der nicht im Widerspruch zu friedfertiger Haltung stehe.

Dr. Horst Penner, z. Z. Obristfeld, Ars. Lichtensels, hält einen gründlich ausgearbeiteten und lebendig gestalteten Vortrag: „Die westpreußischen Mennoniten im Wandel der Zeiten“. Es wird beschlossen, ihn in den Geschichtsblättern zu veröffentlichen.

Der Beauftragte des MCC für die Auswanderung: C. S. Klassen aus Winnipeg berichtet von der entscheidenden Hilfe, die das Buch von Dr. Penner „Ansiedlung mennonitischer Niederländer im Weichselmündungsgebiet“ (Schriftenreihe des Menn. Gesch. Vereins Nr. 3) bei der Auswanderung rußländischer Mennoniten nach Amerika geleistet hat. Dadurch ist einer Kommission des „Intergovernmental Committee on Refugees“ (IGCR) 1947 die niederländische Herkunft dieser Mennoniten so überzeugend nachgewiesen worden, daß dem MCC die Kosten der Auswanderung abgenommen wurden. Auf Grund dieser Erfahrung dankt er dem Verfasser des Buches für den ohne Absicht geleisteten großen Dienst und rät dringend, die Geschichtsforschung trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage weiter zu betreiben.

3. Der Schriftführer Paul Schowalter gibt folgenden kurzen

Jahresbericht

Nachdem der Verein 1947/48 alte Mitglieder wieder gesammelt und neue hinzugewonnen hatte, konnte im Berichtsjahr die Arbeit in ähnlicher Weise wie ehemals fortgesetzt werden.

Organisatorisch wurde die im Vorjahr beschlossene Aufteilung in Obmannsbezirke durchgeführt, um so die Betreuung der Mitglieder persönlicher und die Verwaltungsarbeit einfacher gestalten zu können. Im

einzelnen erscheint eine weitere Untergliederung nach Mennonitengemeinden bzw. Wohnplätzen ratsam, wie das zum Teil bereits geschehen ist.

Die Mitgliederzahl des Vereins ist seit der letzten Generalversammlung weiter erfreulich stark angestiegen. Sie hat die einstmals größte Höhe von 1944 wieder erreicht, ja sogar leicht überschritten. Es werden z. B. 856 Personen bzw. Organisationen gezählt, davon 816 im Inland, 24 in Paraguay und Uruguay, 16 im übrigen Ausland. 251 Mitglieder sind dem Verein im Berichtsjahr neu beigetreten, darunter allein 102 aus den Gemeinden Emden, Norden und Leer und 39 von der Mennonitengruppe Lübeck. Denen, die mit solchem Eifer für den Verein geworben haben, sei herzlichster Dank gesagt. Denn die Leistungsfähigkeit wächst mit jedem neuen Mitglied.

Verstorben sind im Berichtsjahr, soweit gemeldet:

Einnehmer Johs. Herstein, Olsbrücken
Pastor Gust. Krämer, Schladeren (Sieg)
Oberingenieur Daniel Lichti, Karlsruhe
Dorothea Lichti, Weierhof
Prof. C. H. Smith, Bluffton College, Ohio USA.

Einige unter ihnen gehören zu den ältesten Mitgliedern und eifrigsten Förderern unserer Arbeit. Wir werden ihnen ein treues Andenken bewahren.

Erstmals konnte wieder nach achttjähriger Pause ein Heft der „Mennonitischen Geschichtsblätter“ herausgegeben werden, das im wesentlichen dem Gedächtnis der Heimgegangenen, voran Christian Neff und Christian Hege gewidmet wurde. Es ist den Mitgliedern nach den Satzungen kostenlos zugestellt worden. Es hat allseitig dankbare Aufnahme gefunden, zum Teil über den Kreis des Vereins hinaus. Entsprechend der vielseitig zusammengesetzten Leserschaft muß es unser Bestreben sein, dieses Vereinsorgan künftig noch interessanter und reichhaltiger zu gestalten. Hierzu ist es nötig, daß sich befähigte Mitarbeiter finden, die Geschichtsmaterial auch lokaler oder regionaler Art, soweit es einen größeren Kreis angeht, zur Verfügung stellen.

Neu aufgenommen wurde die Arbeit der Mennonitischen Forschungsstelle in Göttingen, die im Vorjahr beschlossen worden war.

Von mancher Seite wurde uns nahegelegt, angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage und der gewaltigen anderweitigen Beanspruchung vieler unserer Mitglieder die Arbeit des Geschichtsvereins zurückzustellen oder gänzlich abubrechen. Doch erscheint dies keineswegs ratsam. Das mühsam aufgebaute Werk, das uns von Männern wie Christian Neff und Christian Hege zu treuen Händen anvertraut ist, wäre rasch zerschlagen, aber nicht ebenso rasch wieder aufgebaut. Abge-

sehen davon ist es stets bedenklich, um materieller Nöte willen geistige Belange zu vernachlässigen, zu denen auch die Pflege der Geschichte gehört. Gerade in einer Zeit wie der unsrigen tut es doppelt not, nach den Kräften zu forschen, die unsere Väter befähigt haben, in ähnlichen Lagen auch schweren Proben standzuhalten und nicht zuletzt kommenden Generationen ins Gedächtnis zu schreiben, wie der Lebenskampf in unseren Tagen aus den Kräften des Glaubens geführt werden konnte.

4. Prof. Dr. H. S. Bender gibt einen Sonderbericht über die Täuferakten, die vom Mennonitischen Geschichtsverein und dem Verein für Reformationsgeschichte gemeinsam herausgegeben werden sollen. Für 1950 sei mit dem Druck des Bandes Baden/Pfalz (Bearbeiter Archivrat Dr. M. Krebs, Karlsruhe) zu rechnen. Die „Historische Kommission für Hessen und Waldeck“ wolle demnächst einen Sonderband für Hessen veröffentlichen. Für beide Druckvorhaben sind von den historischen Kommissionen amerikanischer Mennonitenkonferenzen schon beträchtliche Mittel bereitgestellt. — Der Geschichtsverein wird ermächtigt, Dr. Corn. Krahn, der in einem schriftlichen Grußwort sein Interesse an dieser Arbeit zum Ausdruck bringt, zur Aufnahme in die Kommission für die Täuferakten vorzuschlagen.

5. Dr. Crous gibt einen Sonderbericht über das „Mennonitische Lexikon“ und die „Mennonitische Forschungsstelle“. Nach unvorhergesehenen Verzögerungen soll die 37. Lieferung des Lexikons noch in diesem Jahre herauskommen. Die Forschungsstelle hat mit dem Aufbau eines Archivs und einer Bibliothek begonnen. Ein von Dr. Kurt Kauenhowen, dem Leiter der Abteilung für Familienforschung, vorgelegter Tätigkeitsbericht wird verlesen. Es ist darin von geleisteter Forschungshilfe, Anknüpfung mit überseeischen Mennoniten durch Familienanzeigen im „Boten“ und Verkartungsplänen für familiengeschichtliches Material, das aus Westpreußen gerettet werden konnte, die Rede.

Der Antrag von Dr. Kauenhowen, bei der Zweckbestimmung des Vereins in den Satzungen die Unterhaltung der Forschungsstelle mit aufzunehmen, wird dahin beschieden, daß der Vorstand den ganzen Absatz neu formulieren soll unter ausdrücklicher Nennung der Forschungsstelle. Der Vorstand wird zugleich zum Beirat der Forschungsstelle bestellt.

Über die Bibliotheken von Hamburg (im Besitz der Mennonitengemeinde Hamburg-Altona bzw. der Vereinigung) und Weierhof (von Christian Neff dem Geschichtsverein hinterlassen) wird von Otto Schowalter bzw. Paul Schowalter kurz berichtet. Prof. Bender schlägt einen Gesamtkatalog aller mennonitischen Bibliotheken in Deutschland vor unter Einschluß wichtiger Bächerelen von Privatpersonen.

Er berichtet von Bücherfunden und Aktenfunden während seiner Reise durch das Gebiet der ehemals westpreußischen Gemeinden im

Jahre 1947. Dieselben sollen dem Geschichtsverein zur Verfügung gestellt werden, soweit sie den alten Eigentümern nicht mehr direkt zugestellt werden können.

Prof. Urruh macht Mitteilung von den Bemühungen um den Druck seines im Manuskript wiederhergestellten Werkes über „Die niederländischen Hintergründe der mennonitischen Ostwanderungen“, von dem Auszüge bereits in der „Mennonitischen Rundschau“ erschienen sind.

6. Der Kassensführer Gerrit van Delden erstattet den Rechnungsbericht. Durch die Währungsreform sind die alten Bestände bis auf einen kleinen Rest zusammengesmolzen. Doch beginnt sich die Kassenlage wieder soweit zu konsolidieren, daß die Arbeit des Vereins in bescheidenen Grenzen durchgeführt werden kann. Der Rechner erbittet regelmäßigen Eingang der Beiträge.

7. Dem Vorstand wird für das abgelaufene Geschäftsjahr Entlastung erteilt.

8. Dem Antrag des 2. Vorsitzenden Lic. theol. E. Händiges um Entbindung von seinem Amt wird entsprochen und Pastor O. Schowalter, Hamburg-Altona, an seiner Stelle gewählt. E. Händiges nimmt dafür dessen Stelle im weiteren Vorstand ein. In letzteren werden außerdem zugewählt: Samuel Geiser, Chatelat (Schweiz) und Dr. Kurt Kauenhowen, Göttingen. Otto Schowalter stellt einen Beitrag für die „Mennonitischen Geschichtsblätter“ in Aussicht: „Der Beitrag der Mennoniten zur Lösung der sozialen Frage“.

9. Zum Ausgleich der Zahlungen von Mitgliedern in der Ostzone, die in Ostmark erfolgen, wird die Übernahme von Patenschaften bzw. die freiwillige Erhöhung des Mindestbeitrages den Mitgliedern in den Westzonen empfohlen, wie das bisher schon zum Teil erfolgt ist.

10. Abschließend hält Dr. Horst Quiring einen bis in die Gegenwart führenden interessanten Kurzvortrag: „Die Mennoniten in der deutschen Literatur seit 1945“. Seine Veröffentlichung in „Der Mennonit“ wird vorgeschlagen.

Mit gemeinsamem Gesang schließt die Versammlung nach gut dreistündiger Dauer.



Hendrik van Delden †

Paul Schowalter

Das deutsche Mennonitentum und auch der Mennonitische Geschichtsverein hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Am 24. Januar 1950 starb nach schwerem Leiden in Gronau i. W.

Dr. h. c. Hendrik van Delden

im Alter von nahezu 78 Jahren. Die Mennonitengemeinde Gronau — 1888 in den Jahren seiner Jugend gegründet — verliert in ihm ein viele Jahrzehnte lang mit rüh- rigem Eifer tätiges Vorstandsmitglied; desgleichen die Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden, die seiner Mitarbeit und Förderung viel verdankt.

Als 1933 der Mennonitische Geschichtsverein gegründet wurde, trat der seht Ver- storbene willig dem Vorstand als Rechnungsführer bei. Er hat bis an sein Lebensende unserer Arbeit stets wohlwollendes Interesse entgegengebracht und sie persönlich ent- scheidend gefördert. 1947 trat sein Sohn, Dipl. Ing. Gerrit van Delden in die Fuß- stapfen des Vaters.

Dr. Hendrik van Delden war als Senforchef der größten Baumwollspinnerei des Kontinents ein in der Textilindustrie aller Welt wohlbekannter Mann. 1938 wurde er Präsident des Internationalen Baumwollkongresses in Kairo. Er hat sich um die sozia- len und kulturellen Einrichtungen seiner Heimatstadt hochverdient gemacht.

Sein Name wird unter uns stets mit Dankbarkeit genannt werden.

Zur Geschichte der historischen Forschung unter den deutschen Mennoniten.

Wir veröffentlichen nach Maßgabe des verfügbaren Raumes in zwangloser Folge hierfür einschlägige Briefe oder Akten. Das folgende Schreiben liest sich wie ein erster, etwas großzügiger Entwurf zu den Mennonitischen Geschichtsblättern. In Wirklichkeit ist es ein Markstein gewesen für die Entstehung des Mennonitischen Lexikons.

Frankfurt a. M., 17. August 1909.

Lieber Bruder Neß!

... Sehr gestreut habe ich mich über Deine Mitteilung, daß Du Dich mit Macht auf die Geschichte werfen willst. Ich bin ganz Deiner Ansicht, daß es hohe Zeit ist, uns selbst mehr um unsere Geschichte zu kümmern, damit nicht das wertvollste Material dauernd vergraben bleibt oder in einseitiger Beleuchtung von Segnern unserer Gemeinschaft weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird.

Du fragst, wie ich mir die Nuzbarmachung denke? Nach dem heutigen Stand der Forschung und der zahlreichen zu Gebote stehenden Hilfsmittel ist ein derartiges Unternehmen nur noch eine Geldfrage. Ich kann nicht begreifen, warum in unseren Kreisen gerade für die historische Forschung so wenig Interesse besteht. Wie oft habe ich versucht, darauf hinzuwirken, daß wenigstens den Forschern die nötige Unterstützung zuteil wird in der Beschaffung der Bücher und Archivalien, aber da ist bis jetzt wenig Erfolg zu verspüren gewesen. Ich habe das Fehlen derartiger Einrichtungen bei meinen Arbeiten oft schmerzlich empfunden und mußte auf manches Material verzichten, das ich gerne noch benutzt hätte.

Am zweckmäßigsten erscheint mir für die Nuzbarmachung der verschiedenen Akten etc. die Herausgabe eines Jahrbuches für mennonitische Geschichte. Hier könnten sowohl kleinere wie größere Abhandlungen erscheinen. Man könnte von allen Arbeiten in neueren Werken Notiz nehmen, wenn nötig, sie an Hand der Akten widerlegen, einzelne Aktenstücke oder ganze Serien von Akten im Wortlaut veröffentlichen und alte, ihrem Zweck nach wertvolle Druckschriften durch Abdruck weiter verbreiten. Zur Mitarbeit müßten natürlich auch wissenschaftliche Kreise, die nicht unserer Gemeinschaft angehören, gewonnen werden. Dann könnte im Laufe der Zeit jeder Historiker, der sich mit unserer Gemeinschaft befassen muß, das Material aus zuverlässiger Quelle schöpfen. Der zu verwertende Stoff ist so umfangreich, daß selbst bei reger Tätigkeit für unsre Enkel auch noch etwas zu tun übrig bleibt ...

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Christian Hege.